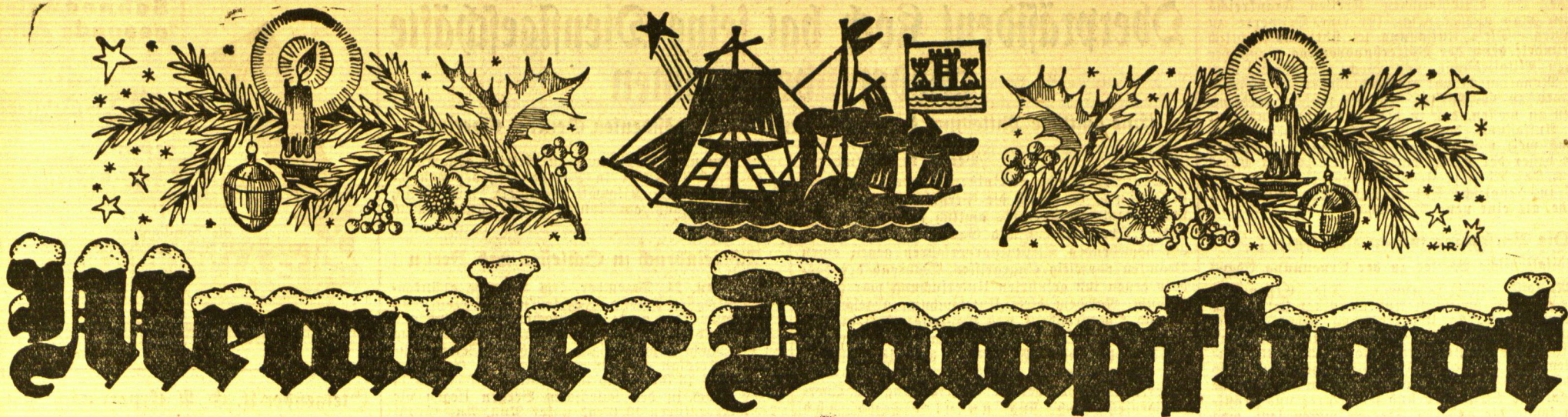




Nummer 302

Memel, Mittwoch, den 25. Dezember 1935

87. Jahrgang

„Euch ist heute der Heiland geboren“

Weihnachtswunder und Gottesglaube
Von Ho'prediger D. Doebring

Alles, was der lebendige Gott tut, trägt, mit Menschenaugen gesehen, die Züge des Wunders an sich. Wenn der Mensch in Gottes wunderbarer Schöpfung ein gesetzmäßiges Gesehehen mit Staunen wahrgenommen und dafür den Ausdruck Naturgesetz geprägt hat, soll er sich ja vor dem allerdings landläufigen Irrtum bewahren, als sei dies von ihm entdeckte Naturgesetz von irgendwelcher bindenden Bedeutung für den Schöpfer! Gebunden ist dadurch lediglich der Mensch, gebunden sind die Dinge um ihn her. Der sie band und in Banden hält, aus denen niemand und nichts sich zu lösen vermag, ist der allmächtige Gott: was wir Naturgesetz nennen, ist Gottes Gesetz.

Gottferne Menschen haben sich, indem sie geistlich diese Tatsache, daß Naturgesetze Gottesgesetze sind, verheimlichten, ein Dogma konstruiert: es dürfe nicht im gesamten Weltzusammenhang gesehen, was wider die Naturgesetze ginge. Dies gottlose Dogma vertrat deutlich das Gefühl der Unsicherheit: man möchte sich, da man des Haltes bei dem lebendigen Gott sich begeben hat, doch wenigstens in der Welt einigermaßen gesichert wissen. Zu diesem Behufe soll das Naturgesetz als Schutzwall dienen. Man empfindet allerdings in den das Naturgesetz solchermaßen vergöbrenden Kreisen auch deutlich, daß die hier mit so großem Eifer kultivierte Theorie in der Praxis einen sehr gefährlichen Feind hat: das Wunder. Daher das durch den dabei getriebenen Stimmungsanstieg freilich schon verdrängte Feldgeschrei: Wunder gibt's nicht! Vielmehr: es darf sie nicht geben! Denn wenn es sie gäbe, dann rüde ja der lebendige Gott, den man doch so beständig abgelehnt hat, in bedrohliche Nähe. Und dann wäre der Tag des offenbaren Bankrotts aller selbstgefertigten Weltanschauungen, Mythen und dergleichen nicht mehr aufzuhalten. —

Was zur Weihnacht zu feiern einzig und allein Sinn hat, die Menschwerdung des Gottessohnes, ist ein gewaltiges Wunder. Ein flammender Widerspruch gegen die menschliche, allzumenschliche Theorie von der Totalität der Naturgesetze. Zugleich aber auch eine Bestätigung dessen, was allen wirklichen Kennern des unter dem Ausdruck Naturgesetz zu begreifenden Komplexes ohnehin klar ist, der lebendige Gott und sein Tun selbstverständlich nicht darunter. Das heißt: die mit den Naturgesetzen im Ernst umgebende Wissenschaft hat es mit der Schöpfung, nicht aber mit dem Schöpfer, zu tun. Die erste Wissenschaft muß sich daher auch nicht im entferntesten an dem Schöpfer irgend zu etwas wie Vorschriften machen zu wollen. Sie ist dankbar, daß sie nach- und beschreiben kann, was sie in der Schöpfung vorfindet. Sie ahnt, was alles ihr noch aus der Schöpfung heraus zu entdecken und zu erfinden übrig bleibt, und — freut sich dessen.

Zwischen geht der Gottessohn seinen ihm von seinem Vater im Himmel eröffneten, einzigartigen Weg durch die Weltgeschichte. Ein gewaltiges Wunder war sein Eintritt in die Welt, voll gewaltiger Wunder war sein Aufenthalt in ihr, ein gewaltiges Wunder war sein Auszug aus der Welt, und ein ebenfolches ist und bleibt sein Wirken bis an den Tag der Welt Ende. Zum Sinn der Sendung der Christi gehört auch dies: weder hat sich der lebendige Gott nach vollendeter Welterschöpfung zur Ruhe gesetzt, noch kann man den, welchen er sandte, zu den, sei es auch den allergrößten, Menschen rechnen: er überragt diesen Rahmen vorfindet. Sie ahnt, was alles ihr noch aus der Schöpfung heraus zu entdecken und zu erfinden übrig bleibt, und — freut sich dessen.

Die Forderung der Türkei

Das Befestigungsverbot für die Dardanellen muß aufgehoben werden — Rom wird auf den Pariser Plan nichts erwidern?

Paris, 24. Dezember.

Die Unterredungen, die Ministerpräsident Laval am Montag mit dem italienischen Botschafter und anschließend mit dem griechischen Gesandten und dem türkischen Außenminister gehabt hat, bezogen sich, wie in gutunterrichteten Kreisen verlautet, in der Hauptsache auf die Umfrage der englischen Regierung bei den Mittelmeermächten wegen des Beistandes im Falle eines italienischen Angriffes. Die französische Regierung, so erklärt man, sei erst gestern amtlich von dieser englischen Anfrage in Kenntnis gesetzt worden, obgleich sie nach englischen Darlegungen bereits mehrere Wochen zurückliegen sollte.

Der griechische Gesandte Politis habe gelegentlich der Aussprache mit Laval darauf hingewiesen, daß seine Regierung entschlossen sei, sich streng an die Völkerbundsatzungen zu halten. Man legt diese Antwort hier dahin aus, daß England auf die Unterstützung Griechenlands rechnen könne, wenn es vom Völkerbund Auftrag erhalte, die Durchführung der Sühnemahnahmen sicherzustellen. Die Antwort des türkischen Außenministers soll etwa gleichlautend gewesen sein. Türkischerseits sei allerdings auf die verhältnismäßig beschränkten Möglichkeiten hingewiesen worden. In diesem Zusammenhang habe man die Frage der Verteilung der Dardanellen bzw. der Befestigungsanlagen an den Dardanellen behandelt. Der türkische Außenminister soll Laval, dem „Jour“ zufolge, erklärt haben, die Zustimmung der Türkei habe nur für den Fall Gültigkeit, daß auch alle anderen

von England befragten Mittelmeermächten bejahend antworteten. Dies ist bekanntlich nicht der Fall, da Spanien bisher noch nicht endgültig Stellung genommen hat. Was Frankreich angeht, so ist die Frage des gegenseitigen Beistandes durch den Notenaustausch vom 20. Oktober geregelt.

Die Außenministerin des „Deuore“ geht näher auf die türkische Haltung ein. Die Regierung von Ankara, so schreibt das Blatt, habe ihre Zustimmung von der Aufhebung der Artikel des Lausanner Vertrages abhängig gemacht, die die Befestigung der Dardanellen verbieten. Die englische Regierung, so glaubt das Blatt weiter zu wissen, habe die Forderung im günstigen Sinne beantwortet, und Laval habe den türkischen Außenminister wissen lassen, daß Frankreich ebenfalls nichts einzuwenden habe, vorausgesetzt, daß England der gleichen Auffassung sei.

Was schließlich die Unterredung zwischen Laval und dem italienischen Botschafter angeht, so glaubt „Deuore“ zu wissen, daß Cerruti den französischen Ministerpräsidenten in erster Linie davon in Kenntnis gesetzt habe, daß die italienische Regierung nicht geneigt sei, auf den Pariser Einigungsplan zu antworten. Frankreich habe in der ganzen Angelegenheit trotz der Ende der vergangenen Woche in Paris stattgefundenen Besprechungen zwischen französischen und englischen militärischen und Flottenachverständigen keine endgültige Haltung noch nicht festgelegt. Es sei vielmehr wahrscheinlich, daß Laval zunächst einmal die außenpolitische Aussprache in der Kammer am kommenden Freitag abwarten werde, um sich ein

„Keine neue Wendung vor Mitte Januar“

Britische Pressestimmen zur Lage im Abessinien-Konflikt — Die Durchführung der Delsperre „nahezu unmöglich“

London, 24. Dezember.

Der diplomatische Mitarbeiter der „Morning Post“ schreibt: Abgesehen von einem Meinungsaustausch in der Frage gegenseitigen Beistandes sei in dem italienisch-abessinischen Streit vor Mitte Januar, also den Zeitpunkt der Völkerbundrats-tagung, keine neue Wendung zu erwarten. Gegenwärtig sei man allerdings geneigt, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Die in Kraft befindlichen Sanktionen hätten eine gute Wirkung, und es werde keineswegs für sicher gehalten, daß ihre Verschärfung durchführbar oder erwünscht sei. Die Wichtigkeit der Delsperre sei, wie man jetzt glaube, sehr übertrieben worden, da es bei der gegenwärtigen Lage nahezu unmöglich wäre, sie wirksam zu machen. Der wirkliche Druck auf Italien bestehe darin, ihm seine Auslandsdebitten zu entziehen, ohne die es außerstande sei, auch die ihm nicht verlangten Rohstoffe wie Wolle und Eisen zu kaufen. Andererseits werde darauf hingewiesen, daß die Ausrufung einer Delsperre zweifellos die Gefahr vergrößern würde, der bereits die an den Sühnemahnahmen beteiligten Länder ausgesetzt seien, daß nämlich Italien

militärische Vergeltungsmaßnahmen anwenden würde.

Zu italienischen Presseäußerungen über die Ernennung Edens zum Außenminister schreibt „Daily Telegraph“: Italien scheine in der Ernennung eine vorsätzlich unfreundliche Maßnahme zu erblicken. Wenn aber Mussolini glaube, daß von dem neuen Außenminister Schlimmeres zu erwarten sei, so würde er besser getan haben, das Pariser Abkommen schnell als Grundlage einer Vereinbarung anzunehmen, anstatt sich wie in Pontinia in beständigen Nebenarten „über die Greifhaftigkeit Europas und die Heuchelei des Völkerbundes“ zu ergehen. Diese höchst unpolitische Rede habe ihm in Frankreich großen Schaden zugefügt; sie habe viele Franzosen beleidigt, die ihr Bestes getan hätten, um die Italien durch die Sühnepolitik zugefügten Schäden zu mildern. Gegenwärtig werde es bestimmt keine weitere Versöhnungsversuchung geben, und selbst wenn im Augenblick neue Sühnemahnahmen nicht in Frage kommen sollten, werde eine Befestigung der schon in Wirksamkeit gebrachten Maßnahmen kaum in Frage kommen.

gänglich nötig ist, wenn das Menschenleben nicht zur bloßen Existenz herabgesinken soll.

Damit wird das in dem Gottessohn bezeugte Wunder aus einer Angelegenheit, die einzelnen angeht, zu einer solchen, die unmittelbar die Gesamtheit betrifft, in welcher der lebt, der diesem Christus seine Seele öffnet. Der Missionsdrang des Christentums ist nicht von propagandistischen Gelüsten eingegeben. Er beruht vielmehr auf der Erfahrung, daß, wenn der Mensch nicht „seinen“, das heißt, einen von ihm selbst ausgedachten, vielmehr den wirklichen, unausdenkbaren, lebendigen Gott hat, und zwar, wie es in dem Gebet aller Gebete, so wunderbar richtig heißt, zum „Vater unser“ hat, den er ohne Christus niemals und auf keine Weise empfangen hätte, dann muß der also Besessene, er kann es nicht lassen, nach Brüdern suchen. Mit andern Worten: die Liebe Gottes, die zu ihm

kam, führt ihn zum Nächsten. Es ist auch nicht um Haarebreite übertrieben: ein einziger Volk von Brüdern — Bruder im religiösen Sinne des Wortes genommen — ist nur auf christlicher Grundlage möglich.

Denn der Christus, wenn man ihn genau so nimmt, wie ihn der lebendige Gott sandte, geht jedem ins Innerste. Er setzt seinen gewappneten Fuß der Schlange auf den Kopf, die mit ihrem giftigen Biß noch jeden Erdengeborenen verwundet hat. Und die ist wahrlich keine Legende, sondern schaurige Wirklichkeit und heißt — Sünde. Keine Nation kann zum Volk werden, in der dieser Schlangentöter nicht sein rettend und erlösend Werk tut. Für den lebendigen Gott ist das Wunder der Ausdruck seiner selbst; für uns Menschen muß es zum unauslöschlichen Eindruck werden. Dann haben wir, was die Wunderworte sagen und wie sie lauten:

„Euch ist heute der Heiland geboren!“

genaues Bild über die Ansichten der Abgeordneten zu machen.

*

London, 24. Dezember.

Wie am Montagabend in London mitgeteilt wurde, haben in letzter Zeit Besprechungen zwischen den Stäben der britischen und der französischen Flotten- und Heeresstellen in der Frage der gegenseitigen militärischen Unterstützung im Mittelmeer stattgefunden. Diese Besprechungen sind, wie hier verlautet, befriedigend verlaufen; sie wurden in Paris durchgeführt, und Mitglieder des britischen General- und Admiralsstabes hatten sich zu diesem Zwecke nach der französischen Hauptstadt begeben. „Press Association“ meldet: Soweit bekannt sei, seien zur Zeit keine weiteren Unterredungen zwischen den Stäben vorgesehen. Der diplomatische Mitarbeiter der „Evening News“ berichtet, daß ähnliche Besprechungen voraussichtlich zwischen England und den übrigen Mittelmeermächten, die von England um die Zusage einer tätigen Unterstützung im Falle eines italienischen Angriffes auf die britischen Streitkräfte im Mittelmeer gebeten worden sind, stattfinden werden. England werde sich dabei nicht mit bloßen mündlichen Versicherungen begnügen, sondern es wolle genau über die Art der militärischen Unterstützung unterrichtet sein sowie über die etwaigen Vorbehalte und die Schnelligkeit, mit der die Maßnahmen durchgeführt werden könnten.

Eden beim König

London, 24. Dezember.

Während Ministerpräsident Baldwin und die meisten übrigen Kabinettsmitglieder die Hauptstadt bereits verlassen haben, um die Feiertage auf dem Lande im Kreise ihrer Familien und Freunde zu verbringen, begab sich der neuernannte Außenminister Eden, der am Dienstag sein neues Amt übernehmen wird, am Montag nach Schloss Sandringham, wo er vom König in einer formalen Sitzung des Kronrates auf seinem neuen Posten bestätigt wurde. Nach Empfang der Amtseinführung begab er sich nach London zurück. Die Weihnachtstage wird Eden ebenfalls auf dem Lande zubringen, doch wird er während dieser Zeit in enger Fühlung mit dem Foreign Office bleiben.

Ungeachtet der sonstigen politischen Weihnachtsruhe, ist die Ernennung Edens das Tagesgespräch in London. In diplomatischen Kreisen wird die Berufung Edens auf den Posten des Außenministers als eine Bestätigung dafür angesehen, daß England wie bisher eine feste und beständige Völkerbundpolitik treiben wird. Eden, so wird erklärt, sei stets das Sprachrohr der Regierungspolitik in Genf gewesen, so daß seine Ernennung keineswegs als irgendein Anzeichen für ein Abweichen von dieser Politik angesehen werden dürfe. Höchstwahrscheinlich wird Eden auch in Zukunft an den Genfer Ratssitzungen und anderen wichtigen Zusammenkünften des Völkerbundes teilnehmen. Die in englischen Zeitungsmedien aus Rom zum Ausdruck kommende italienische Auffassung, daß Edens Ernennung eine unfreundliche Handlung gegenüber Italien sei, wird in London als eine „fälschliche Ansicht“ abgetan.

Empfänge bei Laval

Paris, 24. Dezember. Ministerpräsident und Außenminister Laval hat am Montag den italienischen Botschafter und den griechischen Gesandten empfangen. Letzterer überreichte Laval im Namen König Georg II. von Griechenland das Großkreuz des Erlösersordens. Außerdem hatte Laval eine Unterredung mit dem in Paris weilenden türkischen Außenminister Nispeti Ras.

*

Laval beglückwünscht Eden

Paris, 24. Dezember. Ministerpräsident Laval hat an den neuen englischen Außenminister Eden folgendes Telegramm geschickt: „Ich benutze die Gelegenheit Ihrer Ernennung zum Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, um Ihnen außer meinen Glückwünschen die Versicherung meiner sehr aufrichtigen und vertrauensvollen Freundschaft zu übermitteln. Ich freue mich, mit Ihnen die Aufgaben der Eintracht und des Friedens zu verfolgen, die unseren beiden Völkern gemeinsam sind.“

Pariser Vorbehalte

Paris, 24. Dezember. „Intransigeant“ der noch am Sonntag die Ernennung Sir Austen Chamberlains der Edens vorzog, bringt die Hoffnung zum Ausdruck, daß der Einzug Edens ins englische Außenministerium nicht den Kampf bedeute. Das Blatt schreibt: Es wisse aus sicherer Quelle, daß Italien, nicht ohne sich bestig zu wehren, weitere Sühnemahnahmen hinnehmen

werde. In diplomatischen Kreisen Frankreichs scheint man nicht geneigt, für eine Delisperre zu stimmen. Diese Auffassung sei übrigens rechtlich begründet; denn der Völkerbundvertrag verpflichte keinen Mitgliedstaat, von Woche zu Woche oder von Monat zu Monat die beschlossenen Sühnemaßnahmen zu verschärfen. Es sei möglich, verheimlichen zu wollen, daß in diesem wesentlichen Punkt die Auffassung des französischen Außenministeriums weit von der des englischen Außenamtes oder besser der Edens entfernt sei. „Paris Midi“ meint, daß Eden vielleicht weniger eine neue Politik ins englische Außenministerium mitbringen werde, als eine neue Atmosphäre.

„Die Vorschläge waren eine Falle...“

Norditalienische Blätter zu der Ernennung Edens
Mailand, 24. Dezember. Die Ernennung Edens zum britischen Außenminister hat in der italienischen Presse Ueberraschung hervorgerufen. „Gazzetta del Popolo“ schreibt: „Die Ernennung bestätigt, daß England nicht die Absicht hatte, eine Beilegung des abessinisch-italienischen Konflikts anzustreben und daß die Vorschläge eine Falle waren. Die Stellungen sind jetzt klarer und Frankreich sowie die anderen Staaten wissen jetzt, was das scheinbar völkerbundfreundliche, in Wirklichkeit aber imperialistische England anstrebt.“ In dem Londoner Bericht des gleichen Blattes heißt es: Die Bedeutung der Ernennung sei vollständig klar. Eden sei der Befürworter nach verschärften Sanktionen gegen Italien und der Vorführer der unbedingten Treue Großbritanniens gegenüber dem Völkerbundpakt. Der „Corriere della Sera“ erwartet, daß sich England wieder seiner Völkerbundpolitik zuwenden. Eden erwache jedoch die schwierige Aufgabe, die von Baldwin angekündigte Sanktionspolitik mit den bekannten Vorbehalten und Bedingungen durchzuführen.

Schwere Verluste der Abessinier?

Asmara, 24. Dezember. (Funkpruch des Kriegsbüros der italienischen Armee.) Die Verluste der Abessinier in den Kämpfen bei Abbi Abbi werden von der italienischen Heeresleitung auf über 600 Tote und 1000 Verletzte geschätzt. Auf italienischer Seite sind fünf Offiziere gefallen, drei Offiziere und 100 Afaris wurden verwundet. Der italienische Oberkommandierende hat den Truppen und den Fliegern zu dem Erfolg Glückwünsche ausgesprochen.

Abessinier vor Afsum?

Addis Abeba, 24. Dezember. Die Kämpfe an der Nordfront scheinen sich in einzelne Gefechtskämpfe aufzulösen; festeren Vernehmen nach sollen die abessinischen Truppen weitere Fortschritte machen und bereits sechs Kilometer vor Afsum stehen. An der Südfont ist die Gefechtsaktivität noch nicht wieder aufgelebt.

An der libysch-ägyptischen Grenze

Kairo, 24. Dezember. An der libysch-ägyptischen Grenze ist es, den letzten Nachrichten zufolge, zu kleinen Reibereien gekommen; von der Waffe wurde jedoch dabei nicht Gebrauch gemacht. Es sollen auch Ueberläufer auf ägyptisches Gebiet herübergekommen sein.

Endgültige Schließung des Sarges Pilsudskis

Warschau, 24. Dezember.
In der Leonhard-Grust im Krakauer Wawel-Schloß fand am Sonntag eine kurze Feier statt, bei der der Kristallfarg mit der sterblichen Hülle des Marschalls Pilsudski in einen Bronzejarg eingeschlossen wurde. An der Feier nahmen u. a. die Witwe des Marschalls sowie seine beiden Töchter und ein Bruder des Marschalls teil, ferner der polnische Kriegsminister und Vertreter der Generalität. Solange der Marschall sichtbar im Kristallfarg ruhte, hatten die einzelnen polnischen Regimenter Ehrenwachen am Sarge gestellt; diese Wachen sind nun endgültig eingezogen worden. Ursprünglich war der Marschall in einem silbernen Sarg beigesetzt worden, der in der Höhe des Kopfes eine Kristallkugel hatte. Es war beabsichtigt, den Sarg nach sechs Wochen, d. h. nach Ablauf der Nationaltrauer, völlig zu schließen, so daß die sterbliche Hülle des Marschalls nicht mehr sichtbar gewesen wäre. Da jedoch aus ganz Polen immer noch Hunderttausende nach Krakau pilgerten, um dem Marschall in der Grust zu huldigen, wurde die endgültige Schließung des Sarges immer wieder hinausgeschoben. Inzwischen hatte es das Eindringen von Rost, die zu einer Schimmelbildung im Sarge führte, notwendig gemacht, den ersten Sarg mit einem hermetisch geschlossenen Kristallfarg zu vertauschen; dieser ist bei der Feier am Sonntag in einen geschlossenen Bronzejarg gesetzt worden. Der jetzige Bronzejarg soll am 12. Mai 1936, dem ersten Todestag des Marschalls, durch einen geschlossenen silbernen Sarg ersetzt werden, der dann in einem marmornen Sarkophag in der Grust unter den Türmen der silbernen Wälle in der Kathedrale des Wawel-Schlosses stehen wird. Die Ausgestaltung der Grust und der Bau des Sarkophages sind im Gange.

Englischer Botschaftsrat verübt Selbstmord?

Tokio, 24. Dezember. Der Botschaftsrat bei der britischen Botschaft in Tokio Wiggins, der zur Zeit auf Urlaub ist, wurde am Montag auf dem Dampfer „President Madrilan“ in Shanghai tot aufgefunden. Wiggins befand sich auf der Rückreise nach Tokio, wo man ihn am Mittwoch erwartete. Bei der britischen Botschaft sind Einzelheiten über den Tod Wiggins bisher nicht bekannt geworden, man vermutet aber, daß er Selbstmord infolge nervöser Ueberreizung begangen hat; Wiggins hatte erst im Oktober sein Amt in Tokio angetreten.

Buß auf ein's marokkanischen Schützen

Paris, 24. Dezember. In einer Kaserne in Douai hat ein marokkanischer Schütze aus unbekannten Gründen einen Hauptmann und einen Soldaten erschossen. Der Mörder, der sich in einem Zimmer verbarrikadiert hatte, wurde nach heftiger Gegenwehr getötet.

Oberpräsident Koch hat seine Dienstgeschäfte wieder übernommen

Eine amtliche Mitteilung des preussischen Ministerpräsidenten General Goering

Berlin, 24. Dezember.

Der preussische Ministerpräsident, General Goering, hat durch die Pressestelle des preussischen Staatsministeriums amtlich folgendes mitgeteilt: „Oberpräsident und Gauleiter Koch hat in ein schwebendes Disziplinarverfahren gegen einen Beamten vorzeitig eingegriffen. Während der deshalb gegen ihn geführten Untersuchung war er beurlaubt. Nachdem diese Untersuchung abgeschlossen ist und Oberpräsident und Gauleiter Koch auf die Unzumutbarkeit seines Verhaltens verwiesen wurde, hat er auf meinen Befehl die Dienstgeschäfte des Oberpräsidenten wieder übernommen. Alle anderen Gerichte über die Beurteilung des Oberpräsidenten Koch sind unzutreffend und unwahr.“ Die Mitteilung schließt mit der Feststellung, daß Oberpräsident Koch nach wie vor das Vertrauen Hitlers und der vorgelegten Behörde genießt.

Außerdem hat der Stellvertreter Rudolf Hess an den Oberpräsidenten Koch ein Telegramm gerichtet, in dem es u. a. heißt: „Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß die parallel zur staatlichen geführte parteiamtliche Untersuchung lediglich feststellte, daß Sie einem Verfahren vorliegen, alle anderen Vorwürfe jedoch zu unrecht erhoben wurden und Sie somit Ihr so erfolgreiches Wirken für Ostpreußen wieder voll aufnehmen können.“

Berlin, 24. Dezember. Im Zusammenhang mit einer Untersuchung, während der der Oberpräsident von Ostpreußen, Erich Koch, beurlaubt war, sind über ihn unwahre Gerüchte und Verleumdungen verbreitet worden. Lediglich auf seinen Wunsch werden die Urheber der Gerüchte nicht strafrechtlich verfolgt. Es wird jedoch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß eine neuerliche Verbreitung auf Grund der entsprechenden Gesetze geahndet wird.

„F.“ in Dienst gestellt

Kiel, 24. Dezember. Anfang Dezember wurde in Kiel der erste Flottenbegleiter „F.“ in Dienst gestellt. Es handelt sich um fünf auf der „Germania“-Werft Kiel gebaute Schiffe von einem neuen Typ, der, wie der Name besagt, im Geleitsdienst Verwendung finden soll. Bei einer Standard-Wasserverdrängung von 600 Tonnen besteht die Bewaffnung der Flottenbegleiter aus zwei 10,5 Zentimeter-Geschützen, vier 3,7 Zentimeter-Flak- und zwei Flak-Maschinengewehren. Je zwei weitere Flottenbegleiter werden in Hamburg und auf der Marinewerft Wilhelmshaven gebaut.

Neue Rundfunksender in Steiwitz und Saarbrücken

Berlin, 24. Dezember. Die Deutsche Reichspost hat am Montag mittag einen neuen Rundfunk-

Zwischensender in Steiwitz in Betrieb genommen. Der Rundfunksender in Saarbrücken, der von 0,7 Kilowatt auf 17 Kilowatt vergrößert worden ist, wurde ebenfalls am Montag in Betrieb genommen.

Kälteeinbruch in Schlesien und Berlin

Breslau, 24. Dezember. Im Bereiche abfinfender Luftmassen hat sich in Schlesien Frost eingestellt. Als Folge der auch im Flachlande geschlossenen Schneedecke sanken bei ungehinderter Ausstrahlung in der Nacht zum heutigen Abend die Temperaturen in Breslau auf minus 10 Grad, in Grünberg auf minus 13 Grad und in Sprottau auf minus 14 Grad. Auch in den schlesischen Bergen liegen die Tiefsttemperaturen 10 Grad unter Null. Aus Groß-Peter meldet die Wetterdienststelle Breslau-Krieter sogar 16 Grad Kälte.

Berlin, 24. Dezember. Auch in Berlin ist ein plötzlicher Kälteeinbruch zu verzeichnen. In den Außenbezirken wurden noch um 9 Uhr 10 Grad Kälte gemessen. Es hat allerdings nicht den Anschein, als ob dieser starke Frost von langer Dauer sein würde. Nach Ansicht der Wetterkundler steigt vielmehr schon sehr bald eine wesentliche Erwärmung in Aussicht, und es ist nicht ausgeschlossen, daß schon am zweiten Feiertag der Nullpunkt wieder erreicht ist.

In West- und Süddeutschland liegen die Temperaturen fast durchweg noch über Null.

Deutscher Seeschlepper gesunken

Hamburg, 24. Dezember. Nach Mitteilung der deutschen Afrika-Linien ist der Seeschlepper „Daresalam“ auf der Fahrt von Beira nach Chinde (Portugiesisch-Ostafrika) im Südozean untergegangen. Der Erste Offizier Christensen hat dabei den Seemannsstock gefunden; die übrigen Mitglieder der Besatzung konnten durch den englischen Dampfer „Incomati“ gerettet werden und werden in Beira gelandet.

Die kommunistische Gefahr in Südamerika

Montevideo, 24. Dezember. In der uruguayischen Abgeordnetenkammer wies der Abgeordnete Angel Maria Cusano auf die drohende kommunistische Gefahr in Südamerika hin und führte u. a. aus, daß der berüchtigte Kommunist Nadel mit der Vorbereitung des Umsturzes in Südamerika beauftragt sei. Uruguay werde als Mittelpunkt der revolutionären Werbetätigkeit in den südamerikanischen Staaten betrachtet. Die brasilianischen Kommunisten hätten unmittelbar mit den kommunistischen Verbänden in Uruguay in Verbindung gestanden.

Die Stucht über den Atlantik

Familie Lindbergh als einzige Fahrgäste auf der „American Importer“

New York, 24. Dezember.

Die Meldung der „New York Times“, wonach sich die Familie Lindbergh auf dem Wege nach England befindet, hat dort dauernden Aufenthalt zu nehmen, hat sich bestätigt. Die Besetzung des Ehepaars Lindbergh in Sopwell wurde bereits vor längerer Zeit der Kinderfürsorge übergeben.

Zur Abreise der Familie Lindbergh nach Europa wird noch bekannt, daß die Familie tatsächlich die einzigen Fahrgäste auf dem Dampfer „American Importer“ sind. Eine Anzahl weiterer Fahrgäste, die Schiffspläne auf diesem Dampfer belegt hatten, wurden in letzter Minute auf einen anderen Dampfer abgebracht. Alle beteiligten Stellen lehnen im Abreise jede Stellungnahme zu der Angelegenheit ab.

Gnadengesuch für Hauptmann

New York, 24. Dezember. Wie aus Trenton (New Jersey) berichtet wird, haben die Verteidiger des wegen Ermordung des Lindbergh-Kindes zum Tode verurteilten Hauptmann beim Gnadengericht des Staates New Jersey ein Gnadengesuch eingereicht. Da einer der Richter beim Gnadengericht erkrankt ist, benötigt Hauptmann fünf von den sieben verbleibenden Stimmen ein-

schließlich der des Gouverneurs Hoffman für die Gnadengewährung. Einzelheiten des Gesuches wurden in Uebereinstimmung mit dem Gesetz nicht veröffentlicht.

Der Fürstbischof von Brigen unter militärischer Bewachung?

Wien, 24. Dezember. Die christlich-soziale „Reichspost“ und das „Neuzeitlich-weltliche“ bringen die Nachricht, daß der Fürstbischof von Brigen, Dr. Johannes Weisker, seit 15. Dezember unter militärischer Bewachung stehe, weil er in einem Rundschreiben an den Klerus der Diözese Brigen die Geistlichen gebeten habe, von einer Propaganda für die Ablieferung von Metallen absehen zu wollen, da dies Aufgabe der katholischen Partei sei. An diese Meldung knüpft das christlich-soziale „Neuzeitlich-weltliche“ einen außerordentlich scharf gehaltenen Kommentar gegen Italien, wie er in dieser Form seit Jahren in einem der Regierung nahestehenden Organ nicht mehr erschien. Das Blatt schreibt: Die Weisung des Bischofs, die sich strenge der Kirchenbiologie anschließe, habe zur Ueberwachung des Fürstbischofs geführt, obwohl sie vor ihrer Anwendung der zuständigen Behörde vorgelegt und von dieser als annehmbar bezeichnet worden sei.

Memeler Kegler kämpfen um das Sportabzeichen

Dieser Tage kämpfen die Memeler Kegler auf den Regelfeldern des Schützenhauses um die Eringung des Sportabzeichens. Die Bedingungen, die hierfür den Keglern gestellt wurden, waren nicht leicht zu meistern, doch bei 200 Kegeln mindestens 1490 Holz gemacht werden. Mit der besten Leistung gingen sämtliche an dieser Konkurrenz teilnehmenden Kegler in den Kampf. Von den 17 Teilnehmern blieben jedoch 13 auf der Strecke und nur vier Kegler gelang es, die Bedingungen zu erfüllen. Diese vier erzielten aber auch selten gute Resultate und zwar konnten mit dem Sportabzeichen ausgezeichnet werden: Kahlmeier 1510 Holz, Mallwitz 1506 Holz, Neubauer 1506 Holz, Schürmer 1496 Holz.

Die Resultate der übrigen Kämpfer bewegen sich zwischen 1470 und 1478 Holz, außer Wirschnitz mit 1470 Holz und Kahlmeier mit 1485 Holz, denen für einen guten besonders hohen Strich durch die Rechnung machte und sie mit einem bzw. fünf Holz das Ziel, das bereits in so greifbarer Nähe lag, nicht erreichen ließen. Und so werden denn die Kegler, denen es dieses Mal nicht vergönnt war, das Abzeichen zu erringen, es nächstes Jahr von neuem versuchen.

Gleichzeitig mit den Kämpfen um das Sportabzeichen, hatte der Regelfverband noch ein Sport-

und Werbefest ausgeschrieben, an dem auch Nichtmitglieder teilnehmen durften und bei dem es neben Geldpreisen auch Gebrauchsgüter zu gewinnen gab. Auch hier wurde eifrig um die ausgeschriebenen Preise gekämpft. Alles in allem war es wieder einmal eine wohlgeleitete Veranstaltung des Memelländischen Regelfverbandes.

Louis-Gastanaga abgesagt

Der Boxkampf zwischen dem Polino-Besieger Joe Louis und dem Spanier Gastanaga, der für den 29. Dezember in Savanna angesetzt war, ist plötzlich auf Betreiben des Managers von Louis abgesagt worden. Als Grund wird die Befürchtung „politischer Unruhestörungen“ angegeben; die endgültige Entscheidung ist jedoch noch nicht gefallen.

Gastanaga, der in Savanna von Pressevertretern über diese plötzliche Absage befragt wurde, erklärte, daß er vor einem Rätsel stehe. Er habe nur aus den Zeitungen davon erfahren, daß der Kampf nicht stattfinden werde. Er befände sich in argezeichneten Verfassung und verheide nicht, aus welchem Grunde der Keger Louis gegen ihn nicht antreten will.

Schneeweisse gesunde Zähne



Steigender U. S. A.-Export nach Italien

Washington, 24. Dezember.

Der neueste Bericht des Handelsamtes über die Ausfuhr im November weist eine erhebliche Zunahme des amerikanischen Handels sowohl mit Italien als auch mit Italienisch-Ostafrika auf, trotz aller Bemühungen der Bundesregierung, die amerikanischen Wirtschaftskreise hinsichtlich des Handels mit kriegführenden Staaten zu entmutigen. Nach dem Bericht des Handelsamtes ist der Gesamtwert der Novemberausfuhr nach Italien selbst mit 9 055 000 Dollar gegenüber 8 519 000 Dollar im November des Vorjahres ausgewiesen. Bei den einzelnen Posten stellt sich die Erhöhung des Ausfuhrwertes wie folgt: Petroleum und Petroleumprodukte: 1 252 000 Dollar gegenüber 447 000 Dollar im November 1934; raffiniertes Kupfer: 1 054 000 gegenüber 457 000; Eisenstahlschrott: 323 000 gegenüber 250 000; Traktoren und Traktorteile: 192 000 gegenüber 79 000 Dollar im November 1934. Am augenfälligsten heben sich die Ausfuhrsummen des nach Italienisch-Ostafrika ausgeführten Petroleum und der Petroleumprodukte hervor. Hier ist die Ausfuhr von 12 000 Dollar im November 1934 auf 451 000 Dollar im November 1935 gestiegen. Ähnlich ist es mit dem Ausfuhrwert der nach Italienisch-Ostafrika ausgeführten Kraftwagen und Kraftwagenanteile: Hier ist der Ausfuhrwert von 7000 Dollar im November 1934 auf 71 000 im November 1935 gestiegen.

Demgegenüber steht der Gesamtwert der Novemberausfuhr nach Abessinien außerordentlich ab. Der Bericht des Handelsamtes weist hier gegenüber 670 Dollar im November 1934 die Summe von 1000 Dollar im November 1935 aus. Diese Tatsache wird als so bedeutsam angesehen, daß das Handelsamt Einzelheiten des Handelsverkehrs zunächst nur hinsichtlich der Ausfuhr nach Italienisch-Ostafrika bekanntgegeben hat.

U. S. A. bestellt 103 Bomber

Washington, 24. Dezember. Das Kriegsamt hat zwei Bauaufträge für insgesamt 103 Bombenflugzeuge vergeben. Bei der Douglas Air Craft Co. wurden 90 zweimotorige Bombenflugzeuge zum Preise von 6,498 Millionen und bei der Boeing Co. 13 viermotorige Bombenflugzeuge zu 2 1/2 Millionen Dollar bestellt.

Berlin, 24. Dezember. Inzwischen sind die örtlichen Reisebüros und sonstigen Ausgabestellen vorläufig angewiesen worden, die Ausstellung von Reisebewilligungen nach der Schweiz bis auf weiteres einzustellen. Diese Maßnahme hat sich als notwendig erwiesen, weil die schweizerische Regierung von sich aus beschlossen hat, den Reiseverkehr aus Deutschland bis zum 15. Januar auf einen Höchstbetrag von fünf Millionen Franken zu beschränken.

HANDEL UND SCHIFFFAHRT

Wetterwarte

Wettervorhersage für Mittwoch, den 25. Dezemb.
Schwachwindig, vielfach Frühnebel, sonst wolkenig bis heiter, trocken, tagsüber leichter, mäßiger Frost. Für Donnerstag: Vorübergehend stärker bewölkt.

Allgemeine Uebersicht von Dienstag, 24. Dezemb.
Zu den Feiertagen kann mit vielfach heiterem und trockenem Wetter gerechnet werden.

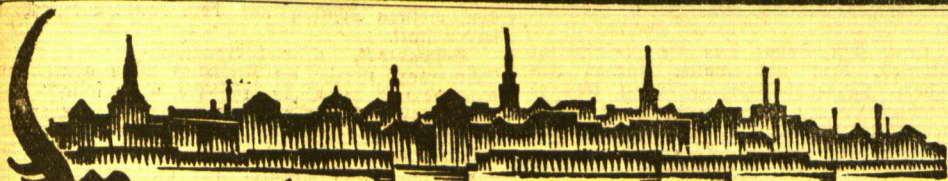
Memeler Schiffsnachrichten

Wiederkommene Schiffe

Nr.	Dat.	Schiff und Kapitän	Von	Mit	Adressiert an
1196	11	Rimthos SD Hansen	Stoockholm	Stückgut	Sandells
97	11	Ivornia SD. Aronsson	Viborg	Durchgangsgut	
98	11	Libau SD. Larsson	Helsingfors	Stückgut	R. Meyhoefer
9	12	Hilde SD. Bonz	Flensburg	leer	Sandells
200	12	Dora Ahrens SD. Stehr	Forsundby	leer	
01	28	Balteako SD. Maqill	London	Stückgut	U. B. C.
02	28	Weiser SD. Rampe	Kendsburg	leer	Sandells

Ausgegangen

Nr.	Dat.	Schiff und Kapitän	Nach	Mit	Makler
1221	12	Uxt R SD. Dröge	Kiel	leer	
2	12	Georg SD. Peterson	Leith	Stückgut	A. H. Schwedersky Nachf.
23	12	Falken SD. Hillstadi			Mango
24	12	Ella SD. Johansson	Liverpool	Holz	Johannessen & Co
25	12	Ivornia SD. Aronsson	Jen.	Zellulose	Sandells
26	12	Beta SD. Schulz	Tallinn	olz	Ed. Kraus
27	12	Friedland SD. Isermann	Gdingen	Stückgut	A. H. Schwedersky Nachf.
28	12	Rimthos SD. E. Mund	Tallinn	Leinwand	
29	12	Nitun Hansen	in w r e	Saen	Sandells
30	12	Warnow SD. Rilmann	Birken-	Getreide	Johannessen & Co



Memel, 24. Dezember
Diese Nummer umfaßt 16 Seiten

Bestrafungen durch den Kommandanten
Die „Eita“ meldet:

Der Kommandant des Memelgebiets, Oberst Gormonas, hat durch Beschluß vom 21. Dezember fünf Personen, die die Allgemeinheit des Memelgebiets aufgebracht haben, mit verschiedenen Strafen belegt. Von ihnen sind der Gastwirt Walter Krebs aus Bangsforallen, der Besitzer Johann Jurewicz aus Padamohren und der Besitzer John Hans Sudmann aus Schmilgen als Personen, die für die öffentliche Ordnung gefährlich sind, vom Kommandanten verwahrt und für die ganze Dauer des Kriegszustandes unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Gastwirt Otto Krebs aus Bangsforallen ist wegen aktiver Teilnahme an verbotenen Versammlungen mit zwei Monaten Gefängnis bestraft worden. Nach Verbüßung der Strafe wird er auf die Dauer des Kriegszustandes unter Polizeiaufsicht gestellt. Gutbesitzer Franz Gailovic aus Graumen ist wegen aufrührerischer Reden in verbotenen Versammlungen mit drei Monaten Gefängnis bestraft und nach Verbüßung der Strafe auf die Dauer des Kriegszustandes unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Der Mühlenbesitzer Erich Ernst Szyle aus Pliken ist wegen Ungehorsams gegenüber Forderungen der Polizei mit einem Monat Gefängnis bestraft worden. Nach Verbüßung der Strafe wird er auf die Dauer des Kriegszustandes unter Polizeiaufsicht gestellt.

Die Ausfuhr von Devisen

Wichtige Entscheidungen der Valutakommission
h. Die Valutakommission hat bezüglich der Ausfuhr von Devisen sehr wichtige Entscheidungen getroffen, welche durch Rundschreiben des Handelsdepartements den einzelnen Zollämtern bereits mitgeteilt worden sind:

1. Wenn sich eine Familie auf einen Auslands- paß ins Ausland begibt, so kann ohne besondere Genehmigung der Valutakommission für jede Person, die in diesem Familienpaß eingetragen ist, ein Betrag von 200 Lit ausgeführt werden,
2. wer sich mit einer Grenzarte ins Ausland begibt, hat das Recht, ohne besondere Genehmigung der Valutakommission fünfzehn Lit in Silber für jede in der Grenzarte eingetragene Person ins Ausland ausführen,
3. jede Person, die auf ein Sammelvisum sich ins Ausland begibt, hat das Recht, ohne besondere Genehmigung der Valutakommission 200 Lit auszuführen,
4. Importeure, welche Waren, die sich noch im Bereich des Zollamts befinden oder die noch nicht verzollt sind, nach dem Auslande zurückschicken wollen, dürfen dies nur mit besonderer Genehmigung der Valutakommission tun. Die entsprechende Genehmigung der Valutakommission muß dem Zollamt zugestellt werden.

Weihnacht

„Und Friede auf Erden...“
Wie hohn klingt diese Engelsbotschaft hinein in diese unsere friedlose Zeit. Das ist kein Friede auf Erden, wenn ein Volk das andere mit habvollem Vernichtungswillen überfällt — wenn die Großen dieser Welt mit allem Ernst nach friedlichen Lösungen all der Spannungen, in denen die ganze Völkerverwelt lebt, ringen und ratlos zurücktreten müssen! Das ist kein Friede auf Erden, wenn selbst in den kleinsten und engsten Kreisen Zwist und Hader ihren verderblich-reichen Einfluß ausüben — wenn Undankbarkeit und Ungehorsam Kinder von Eltern trennt! Ist er gelassen von uns, aus unseren Niederungen hinauf über die Sterne, in die Engelwelten dort droben, und hat er uns, die wir ihn nur noch als Wunsch- und Traum- bild kennen, hier zurückgelassen in „Müh“ morgens früh und des Abends spät?
Und doch wagen wir es, heute noch und gerade heute die Botschaft weiter zu tragen und zu sagen, von der vor vielen Jahrhunderten Hirten auf den Fluren von Bethlehem in dunkler Nacht überrascht wurden: „Friede auf Erden!“ Freilich, anders steht dieser Friede von Gott in der Höhe aus, als wir Menschen auf der Erde ihn uns denken und wünschen. Es war und ist eine Erweichung der Engelsbotschaft jener ersten Weihnachtsnacht, wenn wir in ihr einen allgemeinen Aufruf an die miteinander streitenden Völker zur Verträglichkeit suchen wollen. Dort und damals wurde sie armen Hirten gebracht — heute und jetzt wird sie dir gebracht, der du ebenso arm bist wie sie; nicht nur so arm, daß du nichts zu essen und anzuziehen hast, sondern innerlich leer und nur Sehnsucht und banges Warten im Herzen nach etwas Wertvollere und Bessere als all das, was diese Welt dir bietet.
Wenn du bangst und wartest in dunkler Nacht, dann wird der Glanz aus der anderen Welt in dein Herz fallen und die Klarheit des Herrn dich umleuchten, und du wirst glauben können: Friede auf Erden — Friede für mich! Nicht darauf kommt

Die Weihnachtsvorstellungen im Deutschen Theater

Aus dem Theaterbüro wird uns geschrieben: Für die beiden Weihnachtsvorstellungen, und zwar für die Premiere der Operetten „Wenn die kleinen Weichen blühen“ von Robert Stolz, die sich bereits fast sämtliche Theater Deutschlands erobert hat, am Mittwoch, und für die mit großem Erfolg im Deutschen Theater aufgeführte Operette „Der Vetter aus Dingsda“ von Eduard Künneke am Donnerstag zeigt sich das lebhafteste Interesse der Theaterbesucher. Beide Vorstellungen beginnen um 7.30 Uhr. Parkettplätze sind für beide Vorstellungen bereits ausverkauft. In den anderen Platzgattungen sind im Vorverkauf noch Plätze zu haben. An den beiden Weihnachtsfeiertagen ist die Kasse auch von 11—1 Uhr vormittags geöffnet. Das Weihnachtsmärchen „Hänsel und Gretel“, das bisher stets ausverkaufte Häuser brachte, wird am zweiten Weihnachtsfeiertag, nachmittags um 4 Uhr, zum letzten Male wiederholt.

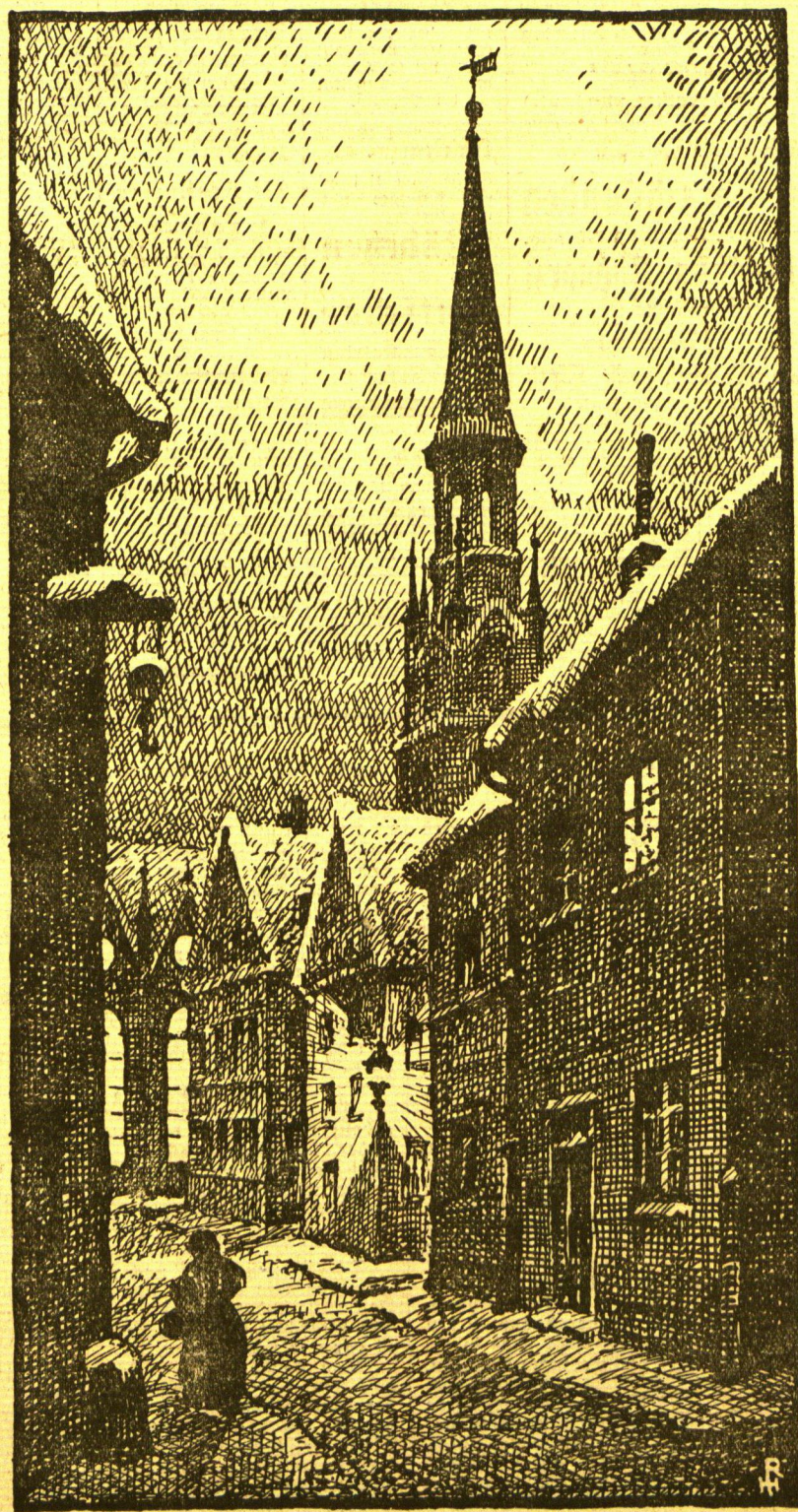
Wandkalender für 1936

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer des „Memeler Dampfboot“ liegt ein Wandkalender für das Jahr 1936 bei. Der Kalender, in der Farbendruck in unserer Druckerei hergestellt, ist mit Tierbildern schön ausgestaltet. Die Bilder sind auf photolithographischem Wege für Offsetdruck in unserer Offizin hergestellt. Den Wunsch auf ein frohes Weihnachtsfest verbinden wir mit dem, daß dieser Kalender im neuen Jahr 1936 möglichst viel frohe und glückliche Tage anzeigen möge.

* Wesentliche Aufforderung zur Abgabe von Steuererklärungen für die Veranlagung zur Einkommensteuer und zur Vermögenssteuer. Die Steuerämter des Memelgebiets veröffentlichen im Anzeigenteil der heutigen Ausgabe eine Bekanntmachung zur Abgabe von Steuererklärungen für die Veranlagung zur Einkommensteuer und zur Vermögenssteuer. Wir werden vom Landessteueramt gebeten, auf diese Bekanntmachung auch an dieser Stelle hinzuweisen.

„Das Memelland in seiner Dichtung“

Wir sind von verschiedenen Seiten gefragt worden, ob das in unserem Verlag erscheinende Buch mit diesem Titel dasjenige enthält, wie die seinerzeit veröffentlichte Aufsatzreihe im „Grenzgarten“ unserer heimatkundlichen Beilage. Dazu ist zu sagen, daß der Verfasser die seinerzeit erschienene Arbeit noch einmal durgearbeitet hat, so daß das Buch ihr gegenüber an Umfang und Inhalt wesentlich vergrößert worden ist.



Heiliger Abend in Alt-Memel

Der Weihnachtsfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer dieses Blattes am Freitag, dem 27. Dezember, nachmittags

An unsere geehrten Leser in Deutschland

Die deutsche Postverwaltung hat mit Wirkung vom 1. Januar 1936 eine erhöhte Festsetzung des Bezugspreises unserer Zeitung vorgenommen. Dieser beträgt danach

für den Monat 2,42 M, mit Zustell. 2,78 M
für das Vierteljahr 7,24 M,
mit Zustellung 8,32 M

Die Erhöhung beträgt für den Monat 86 Pf., für das Vierteljahr 2,57 M; sie ist nicht, wie vielleicht angenommen werden könnte, auf eine Erhöhung des Bezugspreises durch uns zurückzuführen, sondern auf eine Änderung des Umrechnungskurses durch die deutsche Postverwaltung. Während nämlich diese bisher den Dollar, der für die Umrechnung des Bezugspreises gilt, nach dem Briefdivisensatz der Berliner Börse berechnete, wobei 1 Dollar = 2,55 M ergab, erfolgt die Umrechnung neuerdings unter Anwendung des Gold-Dollar-Kurses (1 Gold-Dollar = 4,20 M).

Wir bitten unsere geehrten Leser, hiervon Kenntnis nehmen zu wollen.

Verlag des Memeler Dampfboot

Armenbescherung in der Heilsarmee

Wie alljährlich seit der Zeit ihres Bestehens, hatte auch gestern wieder die Heilsarmee eine große Schar von Armen und Hilfsbedürftigen zur Weihnachtsbescherung in ihre Halle gerufen. Vor vierzig Jahren schon war die Heilsarmee die erste Organisation hier, die mit der werktätigen Liebe für die Notleidenden begann. Getreu ihrem Grundsatz, sich der Armen und Verlassenen, ohne Unterschied der Konfession, anzunehmen, begann sie damals ihr Werk, dem Unverständnis und Engstirnigkeit gar oft den Weg zu vertreten such-

In dieser Nummer: Kleine memelländische Dorfchronik

ten. Heute ist das anders geworden: gerne gibt ein jeder den Frauen mit den eigenartigen Hüten, die, ungeachtet Sturm und Regen, ihre Sammlungen an Häusern und Gabletöpfen durchführen, sein Scherlein. So war es denn auch Montagabend möglich, 135 Menschen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. In wohligh durchwärmter Halle hatten sie an langen Tischen Platz genommen, alle Mitternacht und Opas, denen die Sorge des Alltags so manche Furche in das verhärmte Gesicht gegraben. Zwei große Weihnachtsbäume mit silbernen Leuchten weckten wohl in manchem sehnsuchtsvolle Erinnerungen aus der Kindheit. Dazwischen lenkte der leuchtende Stern die Herzen nach oben. Choralartige Klänge des Bläserkorps leiteten die Feier ein, denen das alte Liebes „O du fröhliche“ folgte. Die Leiterin des hiesigen Korps begrüßte dann in herzlichen Worten die Anwesenden, denen die Heilsarmee Weihnachtsglanz in Herz und Stübchen bringen wolle. Und dann füllten geschäftige Hände den Gästen die mitgebrachten Tassen mit dampfendem Kaffee und bewirteten sie reichlich mit Kuchen. Ein entzückendes Krippenspiel, von Kindern mit Begeisterung dargeboten, beschloß die stimmungsvolle Feier. Und am Schluß hielt jeder der Anwesenden ein Beihandpaket mit allerlei Lebensmitteln in der Hand, umda nun mit dankerfülltem Blick die gastliche Halle in der Tischlerstraße wieder zu verlassen. Tags vorher hatten bereits 65 Kinder ihre Weihnachtsbescherung erhalten.

Zu Gunsten der Winterhilfe

Wohltätigkeitsfest der Schühengilde

Die Schühengilde veranstaltet am Sonntag, dem 19. Januar 1936, ab 4 Uhr nachmittags, in allen unteren Räumen des Schühenhauses ein Wohltätigkeitsfest zu Gunsten der Winterhilfe. Ein aussergewöhnliches und reichhaltiges Programm wird für Abwechslung und Stimmung sorgen. Namhafte Spenden für eine Tombola in größerem Ausmaße sind bereits von hiesigen Firmen und von privater Seite in lebenswürdiger Weise in Aussicht gestellt. Alle bemittelten Kreise sollten diese Gelegenheit benutzen, um das Los der unverschuldet in Not geratenen Volksgenossen lin-

Fein zu haben. Da die Kosten des Festes in Folge ehrenamtlicher und unentgeltlicher Tätigkeit aller Beteiligten gering sein werden, ist mit einem namhaften Ueberfluß zu rechnen, der den bedürftigen Mitmenschen zugute kommen soll. Die Eintrittspreise sind niedrig gehalten, so daß jedem Volksgenossen die Teilnahme ermöglicht ist. Mit dem Verkauf der Eintrittskarten wird Anfang des neuen Jahres begonnen.

Von den Märkten

In Memel...

Obwohl sich viele Landleute nicht mehr die Mühe gemacht hatten, bei den schlechten Wegeverhältnissen, die weder die Benutzung eines Schlittens noch eines Wagens erlauben, noch am Tage des Heiligen Abends den Memeler Markt zu besuchen, war doch das Angebot an landwirtschaftlichen Produkten recht gut und dürfte der Nachfrage genügt haben.

Die Preise für Butter, die sich ja immer zu den Markttagen vor dem Weihnachtsfest erhöhen, hatten auch heute am Dienstag eine weitere kleine Steigerung erfahren. Gewöhnlich kostete Butter 1,50 bis 1,60 Lit das Pfund, doch verlangten verschiedene Landfrauen für Butter guter Qualität 1,70 bis 1,80 Lit das Pfund. Eier waren reichlich für 12-14 Cent je Stück zu haben. Bemerkenswert ist, daß die Preise für Enten, die durch die Ausfuhr nach Deutschland vor dem Weihnachtsfest stark gestiegen waren, gefallen sind. Heute konnte man schon schöne Enten für 2-3 Lit erhalten, während die Preise für Gänse noch wie vor festgeblieben sind; für gute Gänse zahlte man 4-6 Lit.

In der Markthalle war das Angebot an Fleisch wieder ziemlich groß. Obwohl verschiedene Fleischhändler fehlten, hatten sich in den Gängen der Halle wieder Fleischverkäufer in langer Reihe aufgestellt. Nahe dem Eingang wurden, wie in jeder Woche, von Händlern Gänse für 50 Cent das Pfund in großen Mengen angeboten. Die Fleischpreise hatten sich nicht verändert.

Der Fischmarkt war gering beliefert. Aus großen Wannen wurden Karpfen, die aus Groß-Polen herangefahren worden waren, angeboten. Sie kosteten 1,50 Lit je Pfund. Schwarzer Stör und Störchen fische hatten in ganz geringen Mengen. Störche für 50 Cent je Pfund zum Markt gebracht. Größere Mengen Quappen, die aus den memelländischen Binnengewässern stammten, wurden für 40 Cent je Pfund verkauft. Andere Fische waren nicht angeboten.

... und in Heydekrug

Am Dienstag vormittag war der Wochenmarkt in Heydekrug mit landwirtschaftlichen Produkten nicht so gut besetzt, wie sonst. Obwohl gute Schlittbahnen vorhanden waren, kamen in der Hauptstraße nur Landwirte zum Markt, die Butter und Eier oder Gänse zu verkaufen hatten. Andere Produkte waren auf dem Markt nur wenig angeboten. Für Butter zahlten Hausfrauen 1,30-1,50 Lit und für Eier 12-14 Cent je Stück. Gänse wurden mit 3-6 Lit, Enten mit 2-3 Lit und lebende Puten mit 4,50 Lit je Stück verkauft. Der Fischmarkt wies gute Bestände an Quappen auf. Sonst waren wenig Fische vorhanden. Quappen kosteten 25 Cent und Weisfische 15 Cent je Pfund. Außerdem wurde noch ein Karpfen angeboten, die 1,50 Lit das Pfund kosteten. Weihnachtsbäume waren reichlich zu haben, sie kosteten 0,30-3 Lit das Stück.

*** Auszeichnungen für treue Dienste.** Der stellvertretende Präsident der Landwirtschaftskammer für das Memelgebiet hat für langjährige treue Dienste in der Landwirtschaft folgende Auszeichnungen verliehen: 1. Der Wirtschaftlerin Verta K. a. w. h. ein Diplom. Die Ausgezeichnete ist seit mehr als zehn Jahren in der Wirtschaft des Besitzers Georg Pallas-Petrellen, Kreis Heydekrug, tätig. 2. Der Wirtschaftlerin Elisabeth Michalek ein Diplom. Die Ausgezeichnete ist gleichfalls mehr als zehn Jahre in der Wirtschaft des Besitzers Rother-Messel, Kreis Heydekrug, tätig.

*** Kultur-Lebenslauf.** Bekanntlich ist auch in diesem Jahr der Lebenslauf am Weihnachts-Heiligenabend für alle Geschäfte mit offenen Verkaufsstellen 5 Uhr. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Blumen- und Friseurgeschäfte, die bis 6 bzw. 7 Uhr geöffnet sein dürfen.

*** Der Fraternitätsorden e. V.** veranstaltete am Montag, dem 23. Dezember, in den Räumen des Kaufmanns Gorny in der Grabenstraße sein traditionelles Weihnachtsfest. Um 6 Uhr abends versammelten sich 36 Bedienstete der Stadt Memel an dem Gabentisch des Ordens, der auch in diesem Jahre, dank dem Entgegenkommen des Magistrats und der unermüdbaren Sammeltätigkeit der Ordensmitglieder, mit Geschenken reich gedeckt war. Musik, Gesang, Vorführungen und ein von dem Vorsitzenden des Ordens, Landespolizeibeamtetenmeister Greguc, gehaltenen Vortrag über das Thema: „König Nikolai und seine Auswirkungen in der Familie“ umrahmten die Besichtigung. Mit Dank im Herzen für feierliche und leibliche Speise ging jeder der Besonderen seinem Heim zu. — Um 8 Uhr versammelten sich die Ordensmitglieder mit Angehörigen und Freunden — besonders erwähnt seien die Kleinen — zu einer internen Weihnachtsfeier, die in ihrem ersten Teil recht weisevoll verlief. Nach diesem erweckten humoristische Darbietungen, insbesondere die Unterhaltung zweier echter Memeler Marktweibchen, wahren Frohsinn und Heiterkeit. Natürlich fehlte auch die übliche Kinderbescherung nicht, die Jung und Alt mit echter, inniger Freude erfüllte. Eine Kaffeetafel, bei der Weihnachtslieder gesungen und Vorträge gehalten wurden, beendete die Veranstaltung um Mitternacht.

*** Weihnachtsfeier beim Männer-Turnverein.** Der Männer-Turnverein veranstaltete am Sonntagabend, dem 23. Dezember d. J., abends 8 Uhr, in Fischers Weinstuben eine gemeinsame Weihnachtsfeier für seine Mitglieder und deren Angehörige.

Standesamt der Stadt Memel

am 23. Dezember 1935

Aufgeboten: Arbeiter Walter Richard Schmidt mit Dienstinne Frieda Helene Schenker, beide von hier, Maurer und Musiker Friedrich Otto Göbe von Nees, Kreis Jang-Belzig, mit Virgin Anne Veruleit, von Scherpeit. **Geschließungen:** Schlosser Hubert Georg

Brohelt mit Marie Maria Ginnutis, ohne Beruf, Bäckergehilfe Heinrich Franz Wenzel mit Hausangehörigen Ida Maria Bruck, Seemann Juozas Jomantas mit Maria Johanna Kraemling, ohne Beruf, Arbeiter Otto Albert Kewar mit Marlene Pawlik, geb. Kalsch, ohne Beruf, sämtliche von hier.

Geboren: Ein Sohn: dem Bezirksinspektor Janis Stonies, dem Zollbeamten Juozas Jankas, dem Landesobersekretär Paul Eduard Erich Palschies, dem Arbeiter Jonas Taraskevicius, dem Arbeiter Antanas Petrikas, dem Arbeiter Albert Klein von hier. Eine Tochter: dem Matrosen Georg Paltzies, dem Schuhmacher Juozas Eidukas von hier.

Gestorben: Rentenempfängerin Johanne Herbst, geb. Hierolies, 66 Jahre, von hier.

Kirchzettel für Memel und Heydekrug

Ev. Kirchl. Gem. Fr.-Witth.-Str. 1. Feiertag: 2 Uhr lit., 4 Uhr deutsch, Gams. 2. Feiertag: 2 Uhr lit., 4 Uhr Jugend-Weihnachtsfeier, Jodels.

Evangel. Kirchl. Gemeinschaft Heydekrug, Bergstr. 1. Feiertag, nachm. 4 Uhr, deutsche Weihnachtsfeier.

Baptistengemeinde Heydekrug, Heydekrug: 1. Weihnachtsfeier: 4 Uhr Weihnachtsfest der Sonntagsschule. 2. Feiertag: 4 Uhr Weihnachtsfeier der Jugend. (Eintritt 30 Cent.) 3. Feiertag: 2 Uhr Gemeindefest. **Prüfungs:** 1. Weihnachtsfeier: 2 Uhr Weihnachtsfest der Sonntagsschule. **Wittchen:** 1. Weihnachtsfeier: 2 Uhr Weihnachtsfest der Sonntagsschule. **Kranke:** 2. Weihnachtsfeier: 9.30 Uhr Gottesdienst. Bergien, Prediger.

Veranstaltungen am 1. Feiertag

Deutsches Theater: „Wenn die kleinen Weissen blauen“, 7 1/2 Uhr.
Apollo-Theater: „Königswalzer“, 8 und 8 1/2 Uhr.
— „Familie Schmet“, 2 1/2 Uhr.
Kammer-Theater: „Ein Teufelskater“, 8 und 8 1/2 Uhr. — „Victoria“, 2 1/2 Uhr.
Capitol-Theaterhaus: „Kreuzritter“, 2 1/2, 5 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Rotationsdruck und Verlag von F. W. Siebert, Memeler Dampfboot Aktiengesellschaft, Hauptgeschäftsleiter und verantwortlich für Politik, Handel und Feuilleton Martin Kalkes, für Lokales und Provinz Max Hopp, für den Anzeigen- und Reklameteil Arthur Hippo, sämtlich in Memel.

Memelgau Schulweihnachtsfeiern

In den letzten Tagen vor Weihnachten fanden in den meisten Schulen auf dem Lande Weihnachtsfeiern statt.

Schwarzort. Die Weihnachtsfeier der Schule Schwarzort wurde im Kurhaus Man abgehalten. Nach dem Liede „O du frohliche, o du seltsame“ hielt Präzident Schwarz eine Ansprache, in der er auf die Bedeutung des Weihnachtsfestes hinwies. Es wurden dann Weihnachtslieder gesungen. Gedichte vorgetragen und Theaterstücke aufgeführt. Nach der Feier fanden noch verschiedene Spiele statt.

Prüfals. Die Schule Prüfals hielt ihre Weihnachtsfeier im Saale des Kaufmanns Rasch in Prüfals ab. Der große Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Feier begann mit dem Liede „Lobt Gott ihr Christen allzuleich“. Nachdem von einer Schülerin ein Gedicht vorgetragen worden war, hielt der Vorsitzende des Schulerbundes, Rasch, eine Begrüßungsansprache, in der er auch den Lehrkräften der Schule für die Mühe und Arbeit dankte, die sie angewandt hatten, um die Feier zu ermöglichen. Dann sprach Pfarrer Wannag, das Festprogramm war sehr umfangreich, so daß die Feier volle vier Stunden dauerte. Am Schluß fand die übliche Bescherung der Kinder statt.

Deegeln. Die Weihnachtsfeier der Schule Deegeln wurde in der großen Schulle, die bis auf den letzten Platz gefüllt war, abgehalten. Eingeleitet wurde die Feier mit dem gemeinsamen gesungenen Liede „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dann folgten Weihnachtsvorträge, Gedichte und Deklamationen, sowie Gesänge. Den größten Beifall erntete ein kleines Theaterstück. Am Schluß kam der Weihnachtsmann, der die Kinder mit Gaben beschenkte.

Thulke-Moor. Die Weihnachtsfeier der Schule Thulke-Moor war von den Eltern der Schüler sehr gut besucht. Viel Beifall fand das Weihnachtsstück „Wo die Weihnachtskinder klinge an dem Strand“. Dann folgten Gesänge und Gedichte, und anschließend verteilte der Weihnachtsmann seine Gaben an die Kinder.

Saugen. Die Schule Saugen feierte ihr Weihnachtsfest bei Kaufmann Palm zusammen mit dem Gemeindefest. Auch hier war für den Abend ein umfangreiches Programm aufgestellt. Besonders gefiel die Aufführung „Die Schneekönigin“.

Kreis Memel

Auf der Straße überfallen

In einem der letzten Abende befand sich der Arbeiter St. aus Schudnaggen auf dem Wege nach Darzappeln. Unterwegs wurde er von dem Schlosserlehrling S. angefallen und schwer mißhandelt. Bei der Mißhandlung hat St. schwere Verletzungen am Kopf erlitten, so daß er sich in ärztliche Behandlung begeben mußte. Die Angelegenheit ist bei der Polizei angezeigt worden.

*** Armenbescherung im Gemeindefest in Prüfals.** Die Evangelische Frauenhilfe nahm dieser Tage die Bescherung der Armen des heiligen Kirchspiels im Gemeindefest in Prüfals vor. Es konnten etwa 120 Kirchspielarme mit Gaben bedacht werden, und zwar erhielten sie Bekleidungsstücke, Lebensmittel und ganz besonders arme Leute auch noch kleine Geldspenden. Nach einer Ansprache durch Pfarrer Wannag wurden die Armen vor dem brennenden Weihnachtsbaum auch noch mit Kaffee und Kuchen bewirtet.

Kreis Dogegen

Eine Einbrecherbande ermittelt

Den Bemühungen der Polizeibeamten von Gullmen-Kulken ist es gelungen, fast sämtliche Diebstähle, die in dieser Gegend stattgefunden haben, aufzuklären. Die Täter, bei denen es sich um die Kufcher Jonas Kufcher, Motzies Schernus und Antanas Verjonas handelt, wurden festgenommen und dem Amtsgericht in Heydekrug zugeführt. Sie hatten das Diebstahlsgut nach Großflauen geschafft, wo es zum Teil noch gefunden wurde.

*** Von einem schweren Unfall betroffen wurde dieser Tage der fast achtzigjährige Altkamerad Kumpel von P o j e n u. Er war mit seinem Fuhrwerk unterwegs. Bei dem schlechten Landwege rutschte er vom Sitz, fiel aus dem Wagen und wurde ein Stück gekloppt. Dabei erlitt der Verunglückte schwere Verletzungen im Gesicht und an den Händen. el.**

Im grünen Wagen durch die Welt / Zirkusroman von Paul Hain

Neunzehnte Fortsetzung

Nachdruck verboten

Er heißt Will Rosenberga und freut sich dießmal über das ganze Milieu. Lieber Gott, man ist ja als Agent, der immer was Neues bieten soll, schon in allerhand neuen Spielarten und Varietés dritter Garnitur herumgelaufen und hat wirklich auch mal eine bessere Nummer entdeckt. Aber in so einem Wanderzirkus von der Landstraße ist er schon lange nicht mehr gewesen. Und dabei hat er selbst einmal an so einer Schmiere angefangen. lang, lang ist's her. Ausgerechnet mit Schlangen. Als Schlangendompteur!

Wierzig Jahre und mehr muß man zurückdenken. Rosenberga schmunzelt in sich hinein. Fahrendes Volk! Gehört letzten Endes nicht jeder Artist, und mag er noch so groß und gut bezahlt sein, sein Leben lang dazu? Sind alles fahrende Leute, er selber, der große Grod, die fliegenden Martinis, die jeden Abend im Wintergarten dreitausend Mark verdienen alle die großen Kanonen und alle die kleinen Stümper und alle, die in den grünen Wagen haufen. Alle am Ende doch eine große Familie! Ist also gar nicht so schlimm. Na, Will, Kamerad, daß du hier gelandet bist. Ist alles schon recht so, wie's kommt!

Und nun schmunzelt der große Will Rosenberga nicht mehr, nun ist er beinahe wieder der kleine Ankünder von vor vierzig Jahren, der auch in so einer Manege herumgelaufen hat wie die beiden häßlichen Clowns Wilsons der Erste und Peter, die da gerade ihren ersten Akt machen.

Nur einer weiß, wer der fupferbraune Mann mit der schönen Glace ist, Na, Will. Und als der nachher auf seinem Gauß die paar Kunststücke macht, die kein früheres Können noch aufbewahrt

hat, da klatscht Will Rosenberga genau so laut und begeistert wie alle anderen und nicht dem alten Combon herzlich zu.

Schon recht so, Na! Alter Kamerad! Wirklich wenigstens einmal in den Seelen werden, wach guter Artist könnte das hoffen?

Das Programm rollt vorwärtsmäßig weiter. Und dann kommt ein Augenblick, wo dieser fupferbraune Will Rosenberga sich plötzlich auf seinem harten Bankett aufrichtet und mit einem Mal die zerklüftete Weltwand nicht mehr sieht, nicht mehr die kleine, kümmerliche enge Manege, nicht mehr die jungen Mädels um sich mit ihren leuchtenden Augen und die Burchen mit ihren von der Sonne gebräunten Gesichtern, da ist er einfach mit einem Schlag in der gewaltigen Arena des großen Zirkus in Chicago, in der Artistenloge, und unten reiten Tilly und Billy herein!

Namoh! Das ist der Gauß, dieses famose Pferd, das man nachher erschrecken mußte, weil es nicht von der Stelle wegzukriechen war, an der Tilly und Billy ihren Todessturz geben hatten. Genau so feurig, elegant, gracios ist dieses Pferd da. Wie heißt es doch? Wichtig — Felix! So hat ihm Na, heute erzählt.

Und die beiden da also sind Na und Will! Und Na hat nicht gelogen, denkt Rosenberga weiter. Na ist ein famoser Kamerad, daß er den beiden da weiterhelfen will. Wie mehr wird so ein Zirkus Ringelna solche Nummer herausbringen. Dann läßt er seinen Blick mehr von der Bewegung der beiden, die wie für einander geschaffen zu sein scheinen. Tadellose Arbeit! Er steht natürlich nun, da er nur mit den Augen des Mannes zuschaut auch die Manege, die der Nummer noch anhaften. Er weiß, was da hinzukommen ist. Und Na hat schon recht, er selber kann ihnen da nicht mehr helfen, da müssen noch andere, jüngere, erfahrenere Augen an der Nummer herumforrieren, bevor sie das ist, was Tilly und Billy gewesen waren.

Über das Schaffen die beiden schon. Das Schaffen sie bestimmt! Genau genommen fehlen nur noch die Punkte für die ganz große Klasse.

Als Na und Will schließlich aus der Manege herausgingen, als der Beifall hinter ihnen herknattert und sie wieder hereinkommen, steht da ein fupferbrauner Mann mit Aldernale und einer ausgezeichneten Glace neben dem Orchester, zusammen mit Na, Na, Na, daß ihm die Schweißperlen auf der Stirn stehen und murren:

„Na, Na, Na, daß recht aehabt. Tut mir leid, aber die Nummer muß ich auch ablaufen, bevor ein anderer da aufknapp.“

Na, Na, Na, daß recht aehabt. Tut mir leid, aber die Nummer muß ich auch ablaufen, bevor ein anderer da aufknapp.“

Charles steht daneben und hat jedes Wort gehört.

Und dann sagt Rosenberga noch:

„Die kleine Schimpansen-Nummer müßte ausgebaut werden. Ist auch nicht übel. Geheiriges Ruder, der Onkel Kalmir. Als aller Dompteur, nicht wahr, hat man dafür seine Augen.“

Da wird Charles rot und aekt rasch beiseite. Das Herz schlägt ihm bis zum Halse.

Da sitzen sie nun noch am späten Abend im Dorfring, Na und Will und Johann Manius und Na, Na, Na, da ist es also so weit, was Ringelna befürchtet hat: Den Reichtum wird er los! Da ist gar nichts zu machen. Man müßte dem allbraunen Na, Na, Na eigentlich böse sein, daß er einem diese Suppe eingebracht hat, und Anathasia zu Hause in ihrem Wagen wünscht ihn bereits dahin, wo der Pfeffer wächst. Na, Na, Na, Unfug, als ob die beiden nicht mit der ausgesprochenen Absicht zu ihnen gekommen wären, nur den „Na“ kennenzulernen. „Na, Na, Na, der Kopf hängen. Ringelna, edler Direktor“, sagt Rosenberga. „Na, daß Sie entschädigt werden. Wir sind doch nicht so. Und es war einfach Na, Na, Na, mich auf diese Nummer aufmerksam zu machen. Prost, Ringelna!“

Sie wickeln im Honoratorenbüchchen von dem sauren Kräger, den der Krugwirt als „Schwarze Nase“, Jahrgang 24, verkauft. Genau genommen ist es mit Kummel verfeilter Apfelwein. Na, Johann Augustus schmeckt er.

Es wird noch eine ganze Weile hin- und hergeredet, und Na und Will schauen sich manchmal verflochten in die Augen. Ist es nun wirklich so weit, daß man ins Geldverdiensten hineinkommt? Daß aus dem Abenteuer ein Ziel wird?

„Ja, also“, sagt da Will Rosenberga wieder, vom nächsten Ersten ab mache ich Ihnen, wie es liegt, ein Engagement aus in einem mittleren Zirkus. Sie können da noch feste üben. Haben Konner mit größerem Publikum. Felix kann sich auf die größere Reibbahn umstellen. Und Sie müssen ja auf größere Distanzen arbeiten. Na, für Sie 'ne Kleinigkeit Herrschaften.“

Er ist im Inneren ganz verschossen in die Na, Na, Na, deren wirklichen Namen er ja nun kennt, ebenso wie den von Will. Und er hat einen verteilten Respekt vor der Courage der beiden, aus einer soliden Bürgerlichkeit in die gefährliche Welt der Artisten gesprungen zu sein. Tolle Jugend heute!

„Na, Na, Na, dann ganz fertig, bringe ich Sie ganz groß raus! Lassen Sie sich von Na, Na, Na, wer Will Rosenberga ist — hababa.“

„Merken wir schon so“, lacht Will. „Und die Gage?“

Er beginnt sich bereits als Geschäftsmann zu entpuppen.

Na gibt ihm einen saften Rucktritt unter dem Tisch. Der heißt: Aufpassen, Will! Es aekt noch um mehr als um die Gage!

Rosenberga grinst wie ein Indianer auf dem Ariesbad, seine mächtige Aldernale schnuppt so ein bißchen über den Tisch. Ringelna hat schon vergaßte Augen und brabbelt munter:

„Die Gage, jawoll, die Gage. Hauptfrage!“

(Fortsetzung folgt)

Von Agnes Miegel

Aber nun ist er eben noch voller Glanz für sie. Die Stalltür steht gerade offen, und ein gedämpftes Licht fällt auf den Hof. Der Hans füttert in seiner alten gemächlichen Art, die sie so an ihm liebt, das Vieh. Sie sieht, wie er zum Brunnen schreitet und den quieschenden Wassereimer hochzieht. Mein Gott, wie nahe ist sie ihm! Sie sieht alles und lächelt, und es ist ihr gerade, als ginge sie immer neben ihm her wie ehemals, zum Brunnen, zur

riefen, was das wäre, wir machten die Fenster auf, von nebenan lief ein junger Mann bis in die Nebenstraße und eine Frau unten rief, sie wäre ihr begegnet, nach der ganz andern Seite zu — da wurden wir alle ganz still. Nie ist ein Haus so still gewesen bei einer Bescherung wie damals. Sätze der Mundfunk nicht Weihnachtslieder gebracht und Gloden läuten lassen — ich weiß nicht, was aus uns allen geworden wäre! Ich sah ganz verängstigt und starre in die Kerzen, und mir war sehr kalt, denn ich war noch auf dem Boden gewesen, um mich zu überzeugen, ob auch niemand dort Wäsche hängen hatte! Aber nein, wir waren alle brave Ostgermanen, und es flatterte dort auch nicht ein Schürzenband. Alle Tassen lagen längst gerollt sicher im Schrank oder Bett und konnten bis Mitte Januar keine Wäscheanne sein — nein, bei uns im Haus würde es keine Leiche geben! Meine Wohnung durften alle Abwesenheit an Silvester abgeben, es lag keine angefangene Näh- oder Strickarbeit herum, und wenn der Neujahrsschnee die Stuben huschen wollte, so fand er alles blank und warm! Aber irgendwas konnte nicht stimmen — hatte uns nicht die Musik vergessen?

Wir warteten mit dem Baumannstuden stundenlang, die Kinderstimmen im Haus verstummten schon, als wir ihn anklopfen. Dann, so um elf herum, als ich alle gebrannten Mandeln aus dem bunten Keller geleitet hatte, da sagte ich leuchtend, denn ich hörte unter und über uns die Schlammertüren klappen: „Na, dann wollen wir man auch schlafen gehen!“

Aber ich schlief nicht. Ich hatte ein bißchen Angst, daß ich in dieser Nacht was Ungutes für den Januar abträumen könnte. Denn jede Nacht der Zwölfe gilt für einen Monat, und es ist gut und recht, den neuen Merkbild gleich auf den Nachtschlaf zu legen, um es beim Erwachen aufzuschreiben, ehe man sich den Kopf kratzt und es dabei vergißt!

Da lag ich und durch den Spalt am Vorhang wehte es eifig. Aber es blinkte auch ein Stern. Und dann auf einmal, als die große Uhr unserer Nachbarn mit ihrer tiefen, summen Glodenstimme gerade zum Zwölfschlag anhub — da kam durch die eifige, mondhele Weihnachtsnacht ganz von fern, aber ausnehmend, näher und näher kommend, ein Klingen — schon wurde das ganze Haus wach, die Fenster wurden hell, in die merkwürdigsten Stille gewandelt, sah alt und jung heraus — da zogen sie unten vorbei zwischen den mannshohen Schneewällen, neben dem weißen Raderweg, den die neuen Schneeschuhe der Kinder blank gewischt hatten — die Musikanten! So langsam, so müde, und die blanken Instrumente waren schon ganz eingetroffen. Es fehlten manche Töne ganz und manche halb — aber unsere Herzen hörten sie ganz richtig, es lagte und sang über die stille Straße, wie die Getreuen blasend vorbeizogen — und wir hörten alle das Lied unserer Heiligen Nacht, Dürrenkorns Weihnachtslied:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!
Ich bring' euch gute neue Mär.“

Heut' rauschen die silbernen Flügel / Ein Weihnachtslied

Heut' rauschen die silbernen Flügel
Der Sehnsucht nach einem Ziel;
Nun hält sie kein Wort, kein Zügel,
Sie tragen der Freude viel.

Sie schweben ob grauem Streite
Seligen Flugs dahin,
In sternüberfäuter Weite
Einer Krippe nur folgt ihr Sinn.

Ein Kind, eine Mutter, ein treues
Leuchten im liebenden Blick:
Dein zartestes immer neues
Weihnachtsumstrahltes Gesicht!

Max Wittich.

Das Wunder / Von Georg Geiersberg

Im Krankenhaus am Berghang über der Stadt ging es am Heiligabend gedämpfter zu als sonst. Viele der Kranken schienen sich; manche wußten, daß am ersten Weihnachtstag zur Besuchsstunde ihr Weihnachtsgeschenk erfüllt würde. Die Schwestern gingen versonnen umher und fühlten, daß ihr Dienst leichter war, als es manchmal scheinen mochte.

Nur der Wind hatte kein Einsehen. Er griff ungestüm die kahlen Bäume des Krankenhauses an und schüttelte sie erbost. Die Fenster des Krankenhauses sahen mißfällig diesem Treiben zu. Und die Kranken verstanden das Gebälge des Windes nicht; sie schauten sich alle nach Güte und Liebe zum Weihnachtsfest.

Selten erschien jemand an einem der Fenster und blickte in den vom Wind geschüttelten Garten mit seinen Bäumen und Sträuchern.

„Schweizer!“ rief eine Stimme in einem der Gemeinheitsräume erschrocken. „Sehen Sie nur, da — Schweizer — da will eine Frau über den Zaun.“

Die Schwester trat zum Fenster und beobachtete, wie eine gutgekleidete Frau mit raschen Bewegungen über den niedrigen Holzzaun glitt, der den Garten vom Krankenhaushof trennte.

„Sonderbar“, flüsterte die Schwester kopfschüttelnd und meldete die Beobachtung sogleich der Oberin. Mit dieser beobachtete sie den Garten, man sah, daß die gutgekleidete Frau unter einer Tanne im Garten, auf einiger Erhöhung, stand und gebannt zu den Fenstern aufblickte.

„Ich muß leider den Chefarzt damit belästigen.“ Der leitende Arzt des Krankenhauses hatte Weihnachtsurlaub; aber wegen eines schwerkranken jungen Mädchens machte er keinen Gebrauch davon. Er ging mit der Oberin Schwester bereitwillig in den Garten und trat zu der fremden Frau unter der Tanne.

„Was wünschen Sie hier?“ fragte er höflich, trotz seiner Gereiztheit, als er dem flehenden, irgendwie rührenden Blick großer, dunkler Augen begegnete.

So sehen Mütter aus, wenn sie kranke Kinder bringen, sagte sich der kühle Arzt bei dem Blick und ergriff beruhigend den Arm der Frau.

„Sie lassen mich ja nicht hinein —“ stammelte die Frau.

Jetzt erst erkannte der Arzt die Mutter von Helene Martin, wegen der er über Weihnachten im Krankenhaus blieb; sie lag an einer gefährlichen, ansteckenden Krankheit auf dem Erdgeschloßzimmer Nummer 6, und es bestand so herlich wenig Hoffnung.

„Kommen Sie, Frau Martin — haben Sie Mut; wir tun für Ihre Tochter, was menschlich möglich ist.“

„Es ist Heiligabend — Lassen Sie mich doch! Das ist mein Weihnachten!“ bat die Frau. Stehend legte sie dann hinzu: „Ich kann das Zimmer von hier sehen und sogar das Kopfkissen vom Bett, wenn das Fenster offen bleibt.“

In diesem Augenblick wurde das Fenster zu Zimmer Nummer 6 wegen des Windes von einer Schwester geschlossen.

„Ich warte, bis es wieder geöffnet wird — es ist so beruhigend für mich, lassen Sie mich, bitte, hierbleiben.“

Der Chefarzt, Dr. Zander, widerstand der Bitte aus Pflicht.

„Liebe Frau Martin, ich kann es nicht gestatten, so leid es mir tut! Kommen Sie. Das ganze Krankenhaus wird unruhig werden, wenn man Sie hier beobachtet. Denken Sie an die vielen Kranken, die hier gesund werden sollen. Vorhin sind Sie ja schon beobachtet worden, als Sie über den Zaun kamen. Es geht wirklich nicht.“

„Nehmen Sie mein einziges Kind — mein Mann ist tot“, stammelte die bleiche, schmale Frau; „es ist Heiligabend. Lassen Sie mich an das Bett — ich habe keine Angst vor der Ansteckung.“

„Geduld. Wir haben die volle Überzeugung, daß alles noch gut geht!“

Dr. Zander wurde plötzlich rot, als er sich nach kurzer Verabschiedung abwandte und die Frau der Oberin Schwester überließ. Hoffnung bestand in Wahrheit wenig. Nur ein Wunder konnte noch helfen. Wunder in der Weihnachtsnacht?

Es gab noch Wunder — Helene Martin verlangte im selben Augenblick von ihrem Bett aus mit schwacher Stimme:

„Bitte, öffnen Sie doch wieder das Fenster. Schweizer — es beruhigt mich so. Ich fühle mich viel froher und viel leichter, als wenn das Christkind durch das Fenster kommt. Es muß ja nun bald Weihnachten sein.“

Das Fenster wurde wieder geöffnet.

Die Oberin Schwester brachte währenddessen Frau Martin zur Pforte des Krankenhauses und verabschiedete sich dort von ihr. Frau Martin ging aber nicht durch die Pforte. Sie wartete, bis die Oberin Schwester durch das hohe Portal des Krankenhauses geschlüpft war und wandte sich dann entschlossen wieder in den Hof. Unter dem Baum stand sie dann, bis es dunkel geworden war und stand noch, als die Gloden von der Stadt her klangen.

Um acht Uhr abends, als das Licht im Zimmer Nummer 6 verlöschte, kam die Oberin Schwester und geleitete die stille Frau wortlos aus dem Krankenhaushof.

Am Turm des Teufels / Von Georg von der Gabelentz

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem wilden Sardinien

Mein alter Fischer wies mit der Hand hinüber. „Ja, der Turm des Teufels und Weihnachten, ein merkwürdiger Zusammenhang, und doch einer. Damals gab es freilich bei uns in Sardinien noch genug Geheimbünde und Banditen. Heute ist die schöne Zeit vorüber. Nichts mehr zu machen! Die Polizei. Aber wie gesagt, damals — — — Und er erzählte:

Der Sohn des Advokaten Frasca, übermütig wie Studenten sind, hatte mit einigen Freunden beschlossen, den Weihnachtsabend, der ja nicht als besonders hebes galt, einmal bei einem Fäßchen Wein auf dem flachen Dach des Turmes dort zu verbringen und mich, ich war wohl an die Zwanzig, als Ruderer mitzunehmen. Man sagt, die Torre del diavolo sei ein mittelalterlicher Wachturm gegen Sarazenen und Piraten gewesen. Nun, wir ruderten also um das Vorgebirge herum, dann über die Meeresküste hinüber. In den einsamen Turm ist anders nicht heranzukommen. Dort zogen wir hinter einem Block das Boot auf den Kies. Die jungen Leute trugen Flinten bei sich, denn wie gesagt, Sardinien war zu jener Zeit nicht gerade ein Land unbefangener Sicherheit.

Vor einer Woche erst hatte der berühmteste Derosas das Töchterchen eines reichen Gutsbesizers, Giordano Apostoli, erwirbt und hohes Lösegeld verlangt. Vergänglich war die Polizei auf die Suche nach der Entführerin gegangen. Die ganze Gegend war in Sorge um deren Schicksal, da der Vater auf solchen Handel mit seiner Tochter nicht eingehen wollte, sondern eine hohe Belohnung für ihre Auffindung ausgesetzt und den Tätern gegebenenfalls Verschwiegenheit zugesichert hatte. Aber bisher war keine Spur gefunden worden; unser Cardinin hatte Verstecke gesucht. Die Machia ist bicht.

Wir lagerten uns also auf der Plattform des verfallenen Turmes hinter den verfallenen Zinnen, sodaß uns niemand von außen bemerken konnte, und dachten nicht im mindesten an alle heimlichen Sagen, die sich noch heute um das Gemäuer ranken.

Pföhllich hörten wir verdächtiges Plätschern unten am Meer und sahen im Dämmern zwei schattenhafte Männer einen Kahn herandrücken und drinnen fest machen. Die unerwarteten Besucher haben einen langen Ballen aus Sand und treten damit unter das dunkle Tor des Turmes.

Ich raunte: Schmutzger. Neugierig, was sich ereignen würde, lauerten wir, das Gewehr zur Hand. Bald vernahmen wir rauhe Stimmen drinnen, dann das langsame Heraussteigen eines Menschen nach unserer Plattform. Wir hielten den Atem an. Jetzt erschien ein dunkler Kopf, finstere Augen starrten übertrakt, da warf ich dem Emporklimmenden meine Jacke über den Schädel, die Durschen

Am folgenden Morgen fand die Pforte zum Garten offen.

Der Chefarzt Dr. Zander schüttelte den Kopf, als er die gläubigen Augen der Kranken sah und ihre Richtung zum Fenster folgte. Er fragte die diensttuende Schwester:

„Haben Sie ihr etwas gesagt?“

„Nein, Herr Doktor. Es ist ganz merkwürdig. Sie ahnt anscheinend, daß die Mutter so nahe ist — Frau Martin steht schon zwei Stunden im Garten, gestern abend stand sie bis acht Uhr — und sie verlangt gar nicht mehr, daß die Mutter zu ihr gelassen werden soll. Ich glaube, sie kommt durch!“

Dr. Zander nickte und ging nachdenklich.

Bereits am Nachmittag, zur Besuchsstunde, durfte die Frau, die unter der Tanne stand, in das Zimmer der genesenden Tochter eingelassen werden, und sie trat gläubig und hoffnungsvoll über die Schwelle.

Sie setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Stuhl am Bett und sah ihr Kind an, das ihr in den letzten Tagen immer so nahe gewesen war wie jetzt, trotz des Fensters und des Gartens und der heimtückischen Krankheit und empfand ein Weihnachtsgefühl, wie es wenig Menschen zu dieser Stunde besichert ward.

pakten ihn, und so zogen wir ihn gewaltig her, wie man einen Fuchs aus dem Bau zieht. Oben hielten wir den Verbund und Stummgemachten fest.

Wie erwartet, hörten wir bald ungeduldisches Schimpfen seines Spiegels von drinnen. Da keine Antwort kam, kletterte auch der andere herauf, und von mir und den flinken Jünglingen wurde ihm ebenso mitgespielt wie dem ersten. Nachdem ich den beiden Gesellen die Messer genommen, hielten die Studenten sie mit ihren Flinten in Schach.

Indessen klag der junge Frasca, er ist heute auch ein alter Mann, mit mir und einer Laterne, den Ballen zu untersuchen, und da wickelten wir zu unserem Erstaunen aus einem zerrissenen Segel, einen Frauenschuh mit gebundenen Händen, dem man einen Knebel in den Mund geschoben hatte. Einige Messerschneide lösten die Gefangene, und wir entdeckten niemand anderes als Giordano Apostoli's Töchterchen.

Mit den Stricken der Banditen wurden nun oben die beiden Durschen gefesselt, leider war Derosas selbst nicht unter ihnen, es waren nur zwei seiner Vertrauensleute, die hier in der Torre del diavolo die Geraubten in Sicherheit bringen sollten. Deren Aufenthaltsort mußte ja immer mal gewechselt werden, und zu diesem Umzug schien ihnen gerade der Weihnachtsabend günstig.

Die Studenten hätten wohl gern die Romantik des Festes am Torre del diavolo in Unwesenheit des Mädchens und der beiden Spitzbuben noch etwas ausgekostet, aber dazu hatte die Befreiung wenig Lust. Das Mädel zitterte vor Aufregung und bei, die Leumacht zu ihrem Vater geführt zu werden.

So ruderte ich denn mit dem Trupp der Freunde, vermehrt um ein reizendes Mädchen und zwei knurrende Uebeltäter, heim.

Sowohl der Vater der Geraubten wie die Stadtpolizei feierten dies Mal den Weihnachtsabend sicher nicht weniger fröhlich als Frasca mit seinen Freunden.

Nur Derosas soll über die Ungewandtheit seiner Spiegelsellen wütend gewesen sein und geschworen haben, wenn sie sich je von ihm erwischen ließen, sollten sie beide in der Torre del diavolo elend zugrunde gehen!

Der Himmel ließ es nicht dazu kommen. Gerade ein Jahr darnach, es war just ein Weihnachtsabend, traf ihn die Kugel eines Polizisten. Die weichehaarige alte Dame, die sie vorhin auf der Bank am Hafen sitzen sahen, aber war die Gattin Frasca, die an jenem Weihnachtsabend befreite Tochter Apostoli's.

Scheune, um Stroh zu holen, zur Küche, um die Tränke einzurühren, zum Speicher — — —

Sie steht noch immer. Das Vieh frist, sie kennt jede einzelne Kuh bei Namen, die Ketten klirren. Selbst eine Ferkelstille weht um dieses friedliche Stallbild. Sie hat es daheim schon empfunden, nun aber hier umfängt es sie, daß sie kaum zu atmen mag. Hans ist jetzt mit allem fertig, schließt die Stalltür, nimmt die Laterne und geht quer über den Hof. Sein Licht tastet fast bis zu ihren Füßen, sie tritt leise ein paar Schritte tiefer ins Dunkel zurück. Nun kratzt er sich die Stiefel an der Treppe ab und wischt die Laterne aus. Würde er erschrecken, wenn sie ihn antuschen würde. Es ist schön, daß sie nur die Hand auszustrecken braucht und es nun doch nicht tut. Ja, dieses zu wissen und es auch zu zwingen, ist schön.

In tiefen Gedanken wandert sie weiter, beklüftet von dem Erlebnis, das ihr viel bedeutet, und dankbar. Sie ist nun nicht mehr allein. Von rechts und links treten Menschen aus den Häusern, die sich zum Kirchgang anschließen, und die Straße wird breiter. Die Richter des großen Dorfes blinken schon tröstlich herüber. Und plötzlich, wie sie über den Friedhof durch die Reihen der Solakreuze gehen, um den Weg abzukürzen, hören sie die feierliche Blasmusik vom Kirchenplatz, die nun die heilige Nacht einleitet.

Weit tragen die hallenden Töne die frohe Botschaft in die Stille der Nacht. Uns ist ein Kindlein heut' gebor'n. Alle Ruken am alten Kirchturn sind aufgemacht und erhell, und der Glöckerer steckt, während er läutet, den Kopf heraus, damit ihm nichts von den Vorgängen unten entgeht.

Barbara stellt ihren Knebel, der mehr ein Wanderstab war, in eine Ecke der blick, weißgeputzten Kirchenmauern, die nun vom Schein ringsher wie in Phosphor leuchten. Dann knipst sie ihr Licht aus, um das Gesangsbuch herauszunehmen, zückt sich die Leuchte zurück und betritt das gefüllte Gotteshaus. In ihrer Bank sitzt sie ganz von Wärme, Licht und Glück umflossen, nimmt einen

Augenblick freundliche Blicke und Grüße von rechts und links entgegen, und hält dann die Augen fest auf das große Leuchten am Altar gerichtet. Alles in ihr ist gespanntes Erwarten, und das innere Wogen, noch von dem Erlebnis des Hofes her, macht sich in einer lieblichen Rute auf ihrem Gesicht kund. Am Altar brennen zwei riesige Weihnachtsbäume, die mit ihren Spitzen in den Ruppelbau hineinragen, und das viele Licht funkelt und gleißelt rund um sie her und bricht sich tausendfältig in einem bunten Meer von Glas und Metall. Ein starker Lannenduft vermischt mit tropfendem Licht weht heran.

Es ist schön, so mit allen zusammen zu sein, fühlt sie, stehend in den ewig grünen Nadeln und den anregenden Flämmchen nach dem Pendelschlag des eigenen Lebens zu suchen. Dann dringen Kinderstimmen vom Chor wie der klare Gesang der Engel auf dem Felde von Bethleem, dazwischen bimmelt ein Glöckchen. Sie ist wieder in ihre Kinderzeit versunken, da sie mit ihrer Mutter hier saß und alles in ihr nur Staunen war über soviel himmlische Herrlichkeit.

Nun erbraunt mächtig die Orgel, und die Gemeinbe stimmt ein, so heute wie vor vielen hundert Jahren. Barbara möchte gern singen, aber sie kann nicht. Dabei sind es doch die allen bekannten Nieder. Mit zitternden Händen umfaßt sie das Gesangsbuch, als könnte dieses ihr helfen. Sie weiß nicht, was ihr ist. Die Musik strömt über sie her wie eine heiße Welle und dann noch eine und noch eine, daß sie sich beinahe fürchten muß. Sie steht den Hof vor sich in dem tanzenden Gestirmer der Richter und wie Hans das Wasser aus dem Brunnen zog und wie sie die Hand nach ihm ausstrecken wollte und es nicht tat. Alles, was voller Erkenntnis war in ihr, ist sich jetzt. Das Eis ihrer Seele bricht, es wird ein verheerender Elgang und sie sieht da, zitternd, den Kopf gesenkt, und läßt alles über sich dahingehen.

Und dann quält sie sich. Es ist doch die heilige Nacht heute. Da geizt es sich nicht, daß ihr Herz an ihrer kleinen, eigenen Liebe hängt, an diesem

irdischen Geschehen. Das ist wohl eine Sünde. Sie versucht sich mit Gewalt zurückzuziehen zu der großen Heilsbotschaft, die in dieser Nacht verkündet wird. Sie kämpft mit diesen Bildern und erliegt, erliegt immer wieder.

Gott sei Dank, nun hört die Musik auf und verweilt langsam in ihr. Die Stimme des Pfarrers füllt das Gotteshaus. Er spricht von der Armut im Stall zu Bethleem, von dem göttlichen Lager auf Heu und auf Stroh. Barbara aber sieht noch immer einen anderen, sehr irdischen Stall vor sich. Selbstam tropfen die Worte an ihr verkörbtes Bewußtsein, trockenweis und schwer. Armut ist keine Schande, sondern eine Gnade, wenn das Herz stark genug ist, sie von innen her zu bejahen. Und Reichtum ist kein Glück, wenn er das Herz verflaut und verflutet und um den Sinn des Lebens betrügt.

Das ist für dich gesagt, Barbara, ganz für dich allein. Atemlos hängt sie an den Lippen des Geistlichen, um Erlösung ringend. Sie hört sonst so wenig von geistigen, klarstellenden Dingen in ihrem fargen, einsätzigen Leben. Sie fühlt es wohl alles und nicht dazu, als hätte sie das alles selber schon gedacht, aber nun ist es doch etwas Großes, wie es einer sagt, ganz deutlich ausgesprochen, daß es alle hören können. Ja, Armut ist keine Schande, wie man es sieht vom Stalle in Bethleem. Das gilt für dich, Barbara. Das von der Armut und dem Reichtum. Sie weiß es wohl, hier liegt der Angelpunkt ihres Schicksals, und das ist es, warum gerade die Armut ihr so wehe tut.

Und nun spricht er vom Frieden auf Erden. Verführung und Liebe sei allen gebracht. Auch du, Barbara, mußt dazu bereit sein, trotz der Härte und Bitternis, die deinem Herzen widerfuhr. Sie richtet sich mit dem Oberkörper auf, als wollte sie nein, nein schreien, als wäre das ihr zusammen doppeltes Leid. Ja, du sollst es tun, Barbara, du mußt es tun, gerade, weil es so schwer ist. Und nun klingt eine Stimme von fernher, als stünde jemand hinter dem Geistlichen, in ihr Ohr: Wenn du den Glanz deines Herzens in diesem Hof nimmst, dann liegt er ganz dunkel da.

Sie bäumt sich auf vor Angst, was nun geschehen soll, daß die Anbängigen sich nach ihr umsehen. Und dann zieht ein Säbeln der Erlösung über ihr Gesicht, so fromm, wie es schöner nur auf den mittelalterlichen Muttergottesbildern zu sehen ist. Das war auch eine Magd, die Mutter Maria, der in dieser Nacht das große Glück geschehen ist. Sie faltet die Hände. Nein, das Leuchten ihres Herzens soll über dem Hof bleiben, flüstern ihre Lippen versöhnt, ja, das soll der Hof behalten.

„In Ewigkeit Amen“, sagt der Pfarrer. Die Orgel erkönt wieder, aber sie empfängt ihre Musik mit einem reinen, ruhigen Herzen. Nachdem der Segen gesprochen ist, fühlt sie sich von der Menge mit hinausgebrängt. Draußen stehen viele und wünschen sich ein frohes Fest. Sie hätte wohl auch noch diesen und jenen anzublicken und ein paar freundliche Worte zu wechseln, ja, das gehörte sich wohl, aber sie will nicht.

Noch immer ist das Säbeln auf ihrem Gesicht, wie sie ihren Knebel von der Kirchenwand holt und durch die Graberreihe der Straße auftritt. Es wandern viele mit ihr, aber bald wird sie allein sein. Der Schnee ist weicher geworden, von den Bäumen tropft es, als hätte sich auch die Natur in tausend Tränen erlöst. Es geht aus der Wärme des Gotteshauses und dem Leuchten des Kirchdorfes in die weite Dunkelheit des einsamen Landes.

Bald ist der breite Strom da und dann der Hof. Ja, der Hof. Einige Fenster sind erhell, sie feiern da drinnen wohl gerade Weihnachten. Sie fühlt sich nicht ausgekostet, ihr Fuß stockt nicht, ihr Herz trampft sich nicht, das Blut schließt ihr nicht ins Gesicht vor Scham. Es ist ihr selbst wie ein Wunder, sie kann vorübergehen wie an allen Dingen, und sie fühlt, das wird nun immer so sein. Nur das Säbeln auf ihrem Gesicht hat sich noch verschönt, daß der alte Fährmann, der schon auf sie gewartet hat, am liebsten gar nicht die Laterne flackern lassen möchte von ihrem Gesicht. Und dann tritt sie in ihre kleine, allzuneu Kammer und meldet der Bäuerin mit gleichgültiger Stimme, daß sie zurückgekommen sei von ihrem Gang.

Filmsterne feiern Weihnachten

Große Künstler erzählen kleine Erlebnisse / Weihnachten in Hollywood / Was sich Anny Ondra wünscht, und was „Paulchen“ sagte . . .

Lilian Harvey: Wieder in Berlin

Wer Hollywood nicht kennt, wird kaum wissen, daß sich auch dort der Weihnachtsbaum durchgesetzt hat, und wenn auch in Kalifornien zu Weihnachten die herrlichste Sonne scheint und man unter Palmen wandeln kann, so sieht man fast noch mehr Weihnachtsbäume als bei uns in Deutschland. Einen Unterschied gibt es allerdings doch: Da man in Kalifornien keine Kerzenhalter bekommen kann, sind die Bäume alle mit elektrischen Kerzen geschmückt und bilden so einen eigenartigen Kontrast zu den Palmen und modernen Lichtreflexen.

Noch in der Zeit, als die Prohibition streng



Lilian Harvey

durchgeführt wurde, bemühten sich die Leute schon einen Monat vorher, sich die nötigen Alkoholquantitäten für Weihnachten und Neujahr zu verschaffen. Und dann wird fest nachgeholt, so daß die Zeitungen immer gerade zur Weihnachtszeit von schweren Alkoholvergiftungen in Amerika berichten. Heute ist es ja nicht mehr verboten. Und so kann diese Geschichte wohl in diesem Jahr in Amerika nicht mehr vorkommen, die vor zwei Jahren passiert ist.

Mitten in die frohe Weihnachtsfeier platzten zwei Policemen herein und konfiszierten mit strenger Miene das ganze Alkoholisch-Trinkbare. Ja, sie drohten uns noch, ein Strafmandat in entsprechender Höhe nachzuladen. Am nächsten Tage kamen sehr schön verpackt, mit einem netten Blumenstrauch in der Größe eines Wagenrades, die verschiedenen konfiszierten Flaschen wieder zurück mit einem Billett, unterschrieben von zwei bekannten Namen der amerikanischen Filmwelt, die sich den Scherz erlaubt hatten, in guter Mäße als Policemen uns am Weihnachtsabend das Trinkbare zu konfiszieren.

Heimweh nach dem alten Europa hatte ich ja immer, und zu Weihnachten im vorigen Jahr war es besonders stark. Darum freute ich mich, daß ich in diesem Jahre meine Weihnachten wieder zu Hause feiern kann im Kreise meiner Bekannten und Lieben. Und wenn's hier schneien wird oder kalt, kälter oder am kältesten sein wird, so sind es eben wieder richtige Weihnachten mit dem ganzen Zauber, den die Weihnachtszeit von selbst mitbringt.

Schon jetzt zerbreche ich mir den Kopf, wie ich viele Unbekannte mit Kleinigkeiten erfreuen kann, denn wenn sie mir auf der Leinwand Freude und Beifall schenken, so will auch ich etwas für die unbekannten Freunde meiner Kunst in diesen Tagen tun. Ich werde keine Reise unternehmen zu Weihnachten, sondern ganz still und beschaulich bei mir zu Hause sitzen und daran denken, daß Weihnachten, und wenn auch sonst kein Geschenk da sein würde, doch etwas Wunderbares ist.

Anny Ondra: Weihnachten ohne Max

Ich weiß noch nicht, ob mein Max zurückkommt aus Amerika. Denn, wenn der mal bei einem interessanten Boxkampf dabei ist, dann vergißt er alles. Aber ich werde ihm schon genügend Kabeltelegramme schicken, daß er noch vor Weihnachten zurückkommt. Es wäre ja furchtbar: Weihnachten ohne meinen Max.

Was glauben Sie, was sich mein Mann zu Weihnachten immer wünscht? Sockenhalter und Gemen wie andere Männer? Nein! — Boxhandschuhe,

Trainingsball — und wenn möglich, soll ich noch mit ihm trainieren. Laufen tue ich ja mit ihm um die Wette, sonst habe ich ja keine Neigung für diesen Sport. Das ist doch keine angenehme Sache, wenn man weiß, dort wo Maxe hinschlägt, wächst kein Gras mehr, das heißt, gibt's blaue Augen. Also ich gestehe ganz ehrlich, ich denke schon immer nach: Was laufe ich in diesem Jahr meinem Max? Schön war es früher, als man so zehn Jahre alt war und die Eltern immer meinten, man glaubt noch an das Christkind, da hat man Geschenke bekommen, Puppen und Puppenstube und alles mögliche zum Spielen. Raum hat man sich aber verraten und gesagt, die Sache mit dem Christkind ist nicht so, da war auch mit den vielen Geschenken Schluss. Da wurden Strümpfe, Schläpfer, Pullover und solche Sachen geschenkt, die nur nützlich waren. Und mit nützlichen Sachen hat man am Weihnachtsabend doch nicht die große Freude, die man sonst hat, wenn man weiß, man hat hier ein Automobil zum Ausziehen bekommen, das man am Christabend schon wieder bis in die letzten Einzelheiten zerlegen kann. Ich wünsche mir wieder eine große Puppenstube mit vielen Puppen, — und alle sollen die

Masken haben, die ich in meinen vielen Filmen verkörpert hatte, nicht zu vergessen in meinem letzten Film „Der junge Graf“, in dem ich gleich fünf bis sechs Rollen in einer Person spielen mußte.

Auf alle Fälle werde ich den Baum selbst schmücken, ganz allein. Und an der Zimmertür wird von außen ein Zettel angemacht: Eintritt verboten! Und dann will ich mal meine architektonischen Kenntnisse springen lassen. Vom Fußboden bis zur Decke muß der Baum reichen. Und wie in den alten Märchen, ganz eingespinnen mit Engelshaar muß er sein und voll mit Süßigkeiten und Nichten. Wenn auch mein Max kein großer Sänger vor dem Herrn ist, aber soviel kann er noch singen, daß er mit mir kräftig das „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmen kann. Hoffentlich kommt er zurück. Es wäre doch furchtbar wenn wir — mein Max in Amerika und ich in Europa — Weihnachten feiern müßten. Mein größter Weihnachtswunsch: Mein Max soll bei mir sein! Ist das zuviel verlangt? Frauen werden mich verstehen, Männer werden meinen Max beneiden, daß er so sehnlichst übers Wasser gewünscht wird — zum Weihnachtsfest.

Hermann Speelmans / Weihnachtsgruß aus Santa Cruz

Nach einer stürmischen Seereise erreichten wir, es waren im ganzen über vierzig Matrosen der Ufa-Filmexpedition, eine Insel, die wir Santa Paul taufen, um dort die Aufnahmen zu dem Film „Die letzten Vier von Santa Cruz“ zu drehen. Es war wirklich eine Insel, von der man sagen kann: Hier ist die Welt mit Brethern verneigt. Kilometerlang — nur Pinaute, die sich dort sicherlich zu wichtigen Auseinandersetzungen ein Stell-dich-ein gegeben haben.

Während hier in Deutschland eine narkotische Regenperiode herrschte, gab es dort Sikeltemperaturen, die man nur dann aushält, wenn man von früh bis zum nächsten Tag, also immer — mit einer Badehose bekleidet ist. Temperatur im Schatten scheint diese Insel gar nicht zu kennen. Zum Unglück konnte man nicht baden gehen, weil die Salzfische bis an die Küste heranschwammen. Schön ist anders — haben wir uns alle gedacht.

Die Eingeborenen und Weiken sprechen selbstverständlich nicht deutsch. Und so war es für uns alle schwer, bei Einkäufen oder Verpflegungen uns verständlich zu machen. Als ich einmal in einer etwas obskur aussehenden Kneipe, wo man wirklich zur Befräftigung des Verlangens so ein bißchen an der Pistole herumfuchteln muß, ein ehrliches Himmelkreuzdonnerwetter losließ, kam ein biederer Weiker zu mir und ersuchte mich in gebrochenem Deutsch, diesen „Kreuz-Himmelkreuzdonnerwetterwetterwetter“ zu wiederholen. Ich kam dieser Aufforderung gern nach. Er lachte und lachte und begann mitaufzulesen auf deutsch und dann rannen ihm die Tränen über die Wangen. Er war kein Junger mehr, vor vierzig Jahren ausgewandert, verfiel auf einer sehr dürftigen Reederlei Gottendienst für Schiffe, die hin und wieder diese Insel anliefen. Und dann erzählt er mir von zu Hause. Jemandem bei Köln hat er Vater und Mutter, die noch leben und die immer noch in der Hoffnuna sind, daß er zurückkommt. Er war mir ein recht lieber und netter Weggenosse auf dieser Insel, hat mir viel gezeigt und erklärt was ich sonst nicht gesehen hätte. Geheimnisse, die auf dieser Insel verborgen sind, alle Geschichten erzählt, von den

alljährlichen Kämpfen, die sich unter den wilden Vögeln, die auf dieser Insel ankommen, abspielen. Und dann sprachen wir von Deutschland, dem jetzigen Deutschland. Ja, hier und da bekommt er eine deutsche Zeitung, sagt er, und die Eltern schreiben ja auch öfters. Am nächsten Jahr will er zurück, dann hat er soviel gearbeitet, um nach Hause reisen zu können. Jetzt ist er ja glücklich. So viele Deutsche hat er noch nie auf einmal auf dieser Insel getroffen. Er lernt regelrecht wieder deutsch sprechen.

Als der Tag unserer Abreise kam, die Sonne wie irrfinnig brannte, da brachte er mir eine erotische Pflanze in einem großen Topf mit der Bitte, ich solle ihm doch ein kleines Tannenbäumchen schicken. Ich habe ihm erzählt, daß ich in Garmisch mitten in den Bergen und Wäldern wohne. Er möchte doch so gern wirkliche Weihnachten feiern. Und dann hat er mir noch ein kleines Kästchen gegeben für seine Eltern. Ich weiß nicht, was drinnen war, ich weiß nur eins, daß ein alter Mann bitterlich weinte, als ich ihm kräftig die Hand drückte und ihm sagte den Weihnachtsbaum bekommt er bestimmt, und wenn er nach Deutschland zurückkehrt, dann soll er ruhig zu mir kommen, irgend-eine Arbeitsmöglichkeit wird sich schon finden. „Wissen Sie“, sagt er, „Jeder Feiertag im Jahr ist zu extraen, aber wenn Weihnachten kommt, dann wird man, auch wenn man alt ist traurig. Dann kommen alle Erinnerungen an zu Hause, an die Eltern, an die Geschwister, und alles wird lebendig. Man weiß, zu Hause breunt feiert der Christbaum — und hier herrscht eine Höllenhölle, und irgendeinem haben die Salzfische wieder einen Körperteil abgebeißten. Grüßen Sie mir alle, die Bekannten und die Fremden, die in der Heimat leben dürfen und unter dem Weihnachtsbaum Stille Nacht, heilige Nacht singen dürfen. Warnen Sie die Leute, die aus irgendeinem Grund leichtsinnig die Heimat verlassen. Ich schäme mich nicht, ich habe Sehnsucht, gerade jetzt, wo Weihnachten kommt, Sehnsucht nach Deutschland.“

Und ich habe ihm die Weihnachtsfreude bereitet. Hoffentlich bekommt er früh genug den Baum. Ich aber bin nachdenklich geworden. Weihnachten in der Heimat ist doch was Wunderbares!



Anny Ondra

Gustav Fröhlich: Weihnachten

Ihnen allen, die dies lesen, ein frohes Weihnachtsfest. Wirklich, das wünsche ich Ihnen von Herzen. Werden unsere Augen nicht immer wieder ein wenig naß beim Anblick des schimmernden Baumes, im Glanz dieses wunderbaren stillen Festes? Wie alle Gesichter von Freude überstrahlt sind, wie dieser einzigartige Duft aus Äpfeln und Wachwerk und verbrannten Tannenzweigen, wie dieses liebe Knistern und unruhige Flackern vom Lichterbaum her das ganze Zimmer erfüllt. Wie alle aufgeregte sind. Die Großen innerlich — sie denken zurück und voraus — und die Kleinen mehr außen als innen, denn sie leben nur und toben vor Glück, Erfüllung Wünsche. Wunder. Glanz. Genuß und Dankbarkeit.

Aber so schön ist es nicht immer. Deshalb sind wir Deutschen auch manchmal so verdammt unglücklich in der Fremde, wenn es kein Weihnachten in unserem Sinne gibt oder wenn unser Schicksal uns hart anfaßt und uns das Fest allein oder in schweren Sorgen erleben läßt.

Ich war einmal allein als siebzehnjähriger Bengel in einer kleinen deutschen Stadt. Von zu Hause seit Monaten weg. Selbst ist der Mann, hatte ich geschrieben, ich brauche nichts, ich werde ein Dichter. Und nun konnte ich mir nicht einmal in meiner kleinen Mansarde ein herrliches Weihnachtsfest vorstellen, wo ich doch ausgezogen war, den Menschen dies Leben und seine wunderbaren Abenteuer in Romanen faszinierend zu schildern.

Das winzige Lichtchen auf dem Nachttisch, der „Dichter“ im Bett wegen der Kälte, die Mäuse hungrig in der Ecke und noch von draußen durch die Wände verklingende Weihnachtslieder... da war zuviel Phantasie nötig, um daraus ein Fest zusammenzuschwindeln. Und ganz allein, da hat man in dem Alter auch keinen Gummor... und so blieb es bei zwei armen Zeilen auf dem Papier, das man trostlos ins Bett genommen hatte. Die Augen verdunkelten sich von etwas heißem Strömenden, in der Kehle würgte es bitter. Aber als



Irene von Menendorf, die neue junge Darstellerin der Ufa, erlebt ihre ersten Film-Weihnachten



Billy Fritsch erlebt wieder einmal seine Freude am Weihnachtsbaum



Paul Hörbiger schmückt den Tannenbaum

Das letzte Stündchen Docht der Kerze im zerrinnenden Wachs umfiel und erlosch, hatte der beste Reim für junge unglückliche Dichter diese Seele beruhigt: der Schlaf.

Toller war es viel später einmal, in Amerika. Da war am Tag vor Heiligabend eine verrückte junge Gesellschaft beisammen. Man trank Verbodenes, und um den Abend herum fiel mir ein: Weihnachten, um Gottes willen Weihnachten. Ich kaufte mit braunem Kopf los, im Auto in die Stadt runter, Einkäufe... für jeden etwas: einen Tannenbaum aus dem Blumenladen, einen Trutbahn gleich fertig gebraten aus dem Delikatessengeschäft, alles Notwendige dazu, auch eine Eisbombe und beim bekannten Bootlegger Sekt. Nach Hause!... dort alles sternförmig... in der Tür erschein ich mit dem brennenden Lichterbaum, glückselig-selig, schmeiße den Jungen ihre Geschenke gegen die Wände... die Wände taumeln... dann heulen alle los, schlagen sich an die Brust über ihre Vergesslichkeit, einer singt „Stille Nacht... heilige Nacht“, ich den Baum in der Hand mit, dann über den Trutbahn her und den Sekt... ich denn so was zu glauben... und dann, immer noch Tränen in den Augen und die „Birne“ in Alkohol zieht einer Karten hervor. Dann spielen die verlassenen Männer, die glauben, daß sie beinahe das Weihnachten vergessen hätten, weinend einen furchtbaren Poker, bis die kalifornische Sonne durch die Vorhänge scheint und ein guter Bekannter vom Schwimmen kommt, um bei mir zu frühstücken. Er findet eine still schnarchende Versammlung fast erwachener Männer um die Reste eines zu früh gefeierten Weihnachtsabends.

Ida Wüst: „Kalte“ Weihnachtsbescherung

Es war das letzte Weihnachtsfest, das ich mit meinen Eltern und Geschwistern in Frankfurt verlebte (schon im nächsten Jahr hatte ich mein erstes Engagement in Bromberg); aber es ist mir nicht nur deswegen lebhaft in der Erinnerung geblieben, weil es eine ganz eigenartige Bescherung gab:

Am Heiligen Abend war wie üblich der Christbaum gepunkt, die Geschenke waren darunter aufgehaut, und wir warteten nur noch auf den Vater. Er kam auch zur rechten Zeit; aber die Bescherung durfte nicht stattfinden. „Hier wird nicht Weihnachten gefeiert!“ sagte er, „hier nicht! Wir feiern ganz wo anders!“ Wo das sein sollte, wollte er aber nicht verraten. Wir mußten nun mit der ganzen Familie losziehen, den gepunkteten Christbaum und die Geschenke, Puppenstuden usw. voran, zogen wir durch Frankfurt. Die seltsame Prozession erregte begreifliches Aufsehen. Wir ahnten immer noch nicht, was der Vater vorhatte. Endlich hielt er vor einem Haus. Der Vater zog einen Schlüssel aus der Tasche, schloß auf und hieß uns eintreten. Und jetzt klärte er uns auf: er hatte ein neues Haus gekauft: Er wollte uns damit überraschen und außerdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, den Weihnachtsabend schon hier verbringen zu wollen.

Das war eine schöne Überraschung. Doch leider war es entsetzlich kalt. So saßen wir denn da und sangen tapfer „O Tannenbaum“ und „Stille Nacht“, aber wir froren dabei, daß uns die Zähne klapperten. Erst als wir tüchtig Grog getrunken hatten (was mir zum ersten Schwips meines Lebens verhalf!), wurde die Feier gemütlich, trotz der Kälte und des kalten Raumes, in dem ja der Christbaum und die Geschenke die einzige „Einrichtung“ waren.

Da wir in dem neuen Haus auch nicht schlafen konnten, mußten wir später wieder in die alte Wohnung zurückzögern.

Lucie Englisch: O Tannenbaum...

Zum ersten Mal feierte ich, in Eger engagiert, ein Weihnachten in der Fremde. Damit es dennoch recht schön werden sollte, hatte ich einen prächtigen Baum gepunkt und mehrere Kollegen und Kolleginnen zum Heiligen Abend eingeladen. Der Baum war mein Stolz, und alle bewunderten ihn.

Gegen Mitternacht hatten wir ihn nochmal angezündet. Wir saßen in angeregter Unterhaltung auf. Ich sprach gerade mit einem Tenor, als seine Frau zu uns herankam und sagte:

„Der Christbaum...“
„Wunderschön, der Christbaum!“ unterbrach ich sie, freudig lächelnd.

„Der Christbaum brennt...“
„Wunderschön brennt er, nicht wahr?“

„Nein! Nein!“ rief sie nun erregt. „Er brennt wirklich! Sehen Sie doch!“

Um Himmelswillen, er brannte wirklich! Es war zwar erst nur ein Zweig, der Feuer gefangen hatte, aber trotz unserer eifrigen Lösversuche stand er bald ganz in Flammen! Wir hatten alle Mühe, zu verhindern, daß der Brand das Zimmer ergreife. Endlich hatten wir ihn gelöscht; da lag er nun da, eine Ruine, der Schmuck zerstreut, verbrannt, zerfklagen, ein trostloser Anblick.

Und ich weinte noch die ganze Nacht um meinen schönen, schönen Weihnachtsbaum...

„Junge List: Ihr Kinderlein kommet...“

Als ich noch in Wien zur Schule ging, habe ich mir mal etwas Merkwürdiges gewünscht: ich wollte alle meine Klassenkameradinnen einladen. Obwohl das nicht weniger als dreißig waren, erfüllte meine Mutter mir die Bitte.

Da wurden nun zwei Zimmer ausgeräumt; Berge von Kuchen, Haufen von Schlaghahn und Riesenkannen voll Schokolade hatte die gute Mutter bereitgestellt.

Um drei Uhr sollte der Schmaus beginnen.

Es schlug drei Uhr; kein einziges Mädel war da. Es wurde vierel nach drei, halb vier, keine erschien.

Wir saßen da und warteten, unruhig, ungeduldig, unglücklich. Es wurde vier Uhr; niemand kam, niemand!

Heitere Ecke

Das Geheimnis

Die junge Frau schmiegte sich an den Gatten.

„Peter?“

„Bleibst du?“

„Gib mir uns nicht versprochen, kein Geheimnis voreinander zu haben?“

„Gewiß, Bleibst du? Hast du eins?“

„Ja, Peter!“

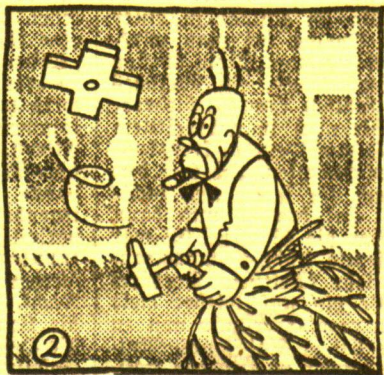
„So sag's, Liebling!“

Und sie gestand: „Ich wünsche mir ganz im geheimen eine goldene Armspange!“

Jungen und außen

Frau Grete: „Es ist doch schön, wenn ein Mann auch für das Innenleben seiner Frau Interesse hat!“

Frau Käthe: „Gewiß! Aber vor Weihnachten habe ich nichts dagegen, wenn mein Mann mehr für mein äußeres Interesse hat!“



Adamson und sein Weihnachtsbaum

Die Ronde am Heiligen Abend

Eine heitere Erzählung von Franz Adam Bayerlein

Am Heiligen Abend eines der geruhigen Jahre vor dem großen Kriege baute sich der Leutnant Hüfemann, als gegenüber schon die ersten Lichter brannten, auf seiner beschneiten Wunde die Christbescherung auf. Die Mutter hatte ihm Gänsebrust und hausschlachtene Räucherwurst aus Pommern geschickt und eine Buddel Rostpon hatte er sich selber gekistet. Dahinter funkelten zwischen ein paar Tannenweigen sechs bunte Lichter, und mitteninne prangte im schönsten Glanze das Gruppenbild eines sommerlichen Gartensfestes. Darauf stand er, Hüfemann, — oh, daß es doch ein Dnen wäre! — neben dem Fräulein Wanda Wend. Das war ein überaus reizendes Mädchen und die Tochter des Zusehndorfer Gutsherrn, und er, der arme kleine Leutnant, liebte sie, wennschon nicht sehr ausichtsreich, so doch von ganzem Herzen. Zufrieden musterte er seine Veranstaltung.

Als er gerade das Messer wider die Gänsebrust zückte, klingelte es draußen. Ein Musetteier knallte vernehmlich die Hacken auf der Schwelle zusammen und meldete, Herr Leutnant Wolters bitte Herrn Leutnant Hüfemann, für ihn zwischen sieben und neun Uhr abends die Ronde zu geben. Herr Leutnant Wolters habe hohes Fieber, und der Herr Stabsarzt sei schon bei ihm. Hüfemann guckte stumm auf die Lichter, auf Gänsebrust, Wurst, Rostpon und zuletzt auf das Bild. Danach schritt er zweimal die Kante des abgehobenen Teppichs entlang. Schließlich sagte er: „Gut, ich komme.“

Hüfemann sah aus dem Fenster. Das Wetter war leidlich: leichter Frost, trocken. Entsetzt froh er aus Filzpartern und Litewka in Stiefel und Ueberrock, zog den Mantel an, gürtete den Degen um und stülpte sich den Helm auf. Er wollte die Ronde fogliche geben. Auf diese Art konnte er sich unterwegs immerzu auf die Bescherung dabei freuen. Draußen blies es ihn kalt an. „Schweineerei!“ brummte er. Aber es war eine kameradschaftliche Pflicht. Gerade diesmal jedoch

erfüllte er sie nicht eben freudig. Wolters, den er vertreten sollte, war irgendwie verwandt oder verschwägert mit der niedlichen Wanda Wend und namentlich bei ihren Eltern lieb Kind. Denn er erfreute sich eines höchst wohlhabenden Papas. Im übrigen war er einer von den etwas knochenweichen Herren, die es sich gern bequem machen.

Bei dem Kranken herrschte eine Bullenhitze. Wolters lag auf dem Diwan und glühte wie ein Backofen. Der junge Stabsarzt, der ihn umfingerte, war gleichfalls puterrot angelaufen. Alle beide hatten sie, der eine gegen die Erkältung, der andere wohl gegen die Ansteckung, wader mit Rum, Zucker und heißem Wasser mediziert. Dazu verbrannten sie Unmengen von Nikotin und spielten Sechsend- sechzig mit Schikanen, vermutlich um die Stimmung des Patienten nicht unter Null sinken zu lassen. Hüfemann nickte vor sich hin. Es war auch Haar so, wie er es erwartet hatte: ein Zehntel gelinder Schnupfen und neun Zehntel lautere Räucherbergerei. Er war drauf und dran, in die laubere Komödie raub hineinzufunkeln. Der andere bemerkte das drohende Gewitter auf seiner Stirn. „Ich wäre Ihnen so unendlich dankbar!“ begütigte er und bat er ganz klein und bescheiden. „Und natürlich steht der Krümpferwagen von der M-G-Kompagnie zu Ihrer Verfügung. Ich habe ihn schon bestellt.“

Der Wagen harrte vor der Tür. „Den mag der dicke Faulpelz getroffen bezahlen!“ dachte Hüfemann beim Einsteigen. „Ich hält ihn mir nicht leisten können.“ Pflichtgemäß sah er in der Kaserne und im Arresthaus die Wagen und Pollen nach. Alles war in Ordnung. Er machte seinen Eintrag ins Wachbuch und wünschte den Mannschaften ein frohes Fest. „Gleichfalls, Herr Leutnant!“ schmettern sie hinter ihm drein. Danach aing die Fahrt nach den Schickständen. Sie lagen reichlich vier Kilometer ab, und das war von je der Hafen bei der Ronde. Im Wagen ließ es sich an. Dort

Nun ging ich zu der Freundin, die am nächsten wohnte, sie war nicht zuhause. Die nächste auch nicht. Endlich die dritte traf ich an und fragte sie verzweifelt, warum sie denn nicht gekommen sei:

Und da stellte sich heraus, daß sie alle gedacht hatten, ich hätte mit der Einladung nur — einen Scherz gemacht! Sie konnten einfach nicht glauben, daß ich alle dreißig bei mir haben wollte, zumal ich, das muß ich gestehen, in der Schule manchmal ganz gern ein bißchen „aufgeschnitten“ hatte.

Nun zogen wir beide eilig los, und es gelang uns, wenigstens noch ein paar Mädels zusammenzubekommen. So viel Schlaghahn und Kuchen wie damals haben wir bestimmt nie mehr gesutert!

Paul Kemp: „Erste Bescherung“

Meine erste Weihnachtsbescherung. Drei Jahre war ich alt. Mit zwei Jahren hat man ja keine Vorstellung von Weihnachten, aber mit dreien ist man doch schon ein kleiner Mensch...

Die Freude der Familie ist natürlich groß; wie wird das Kind es aufnehmen? Im Nebenzimmer steht das „Christkind“ den Baum an, und dann tut sich die Tür auf, die Bescherung kann beginnen. Und der kleine Paul schreitet über die Schwelle und sieht mit großen Augen den Lichterglanz im Weihnachtszimmer. Alle Erwachsenen warten, was er sagen wird.

Da hebt der kleine Paul sein Händchen, zeigt auf den Baum und sagt: „Eine brennt nicht!“

Paul Henckels: „Das Kind im Manne...“

Männer sind bekanntlich Kinder („O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“), Schauspielers sind große Kinder...

Weihnachten, schönste Freude für den Vater! Er beschenkt seine Kinder, aber im Grunde beschenkt er sich selbst (ich schenke z. B. meinem Jungen immer

Der Materialist

Heidepriem war zu einem großen Abendessen eingeladen, aber er erschien nicht. „Warum haben Sie uns nicht die Freude gemacht und sind gekommen?“

„Ich hatte gar keinen Hunger, gnädige Frau!“ antwortete Heidepriem.

„Aber man kommt doch nicht nur des Essens wegen!“ wandte die Dame ein.

„Das stimmt“, meinte Heidepriem, „aber ehrlich gesagt, ich hatte auch nicht den geringsten Durst, wirklich nicht!“ (Müllers Famili Journal)

Für ihn

„Männer, wieviel bewilligt du diesmal für die Weihnachtsbescherungen für dich?“

Der Weihnachtskarpfen

Gausfrau: „Und vergessen Sie nicht, Minna, den Karpfen vor dem Kochen recht tüchtig zu waschen!“

„Aber wozu denn, wo er doch immer im Wasser gewesen ist?“

Das Geschenk

Frau Irene erhielt zu Weihnachten von ihrem Gatten ein großes Paket überreicht. Mit strahlenden Augen fing sie an es auszupacken, aber starrte dann völlig verblüfft auf einen großen Fußball.

„Bist du wahnsinnig geworden?“ fragte sie dann. „Ganz und gar nicht“, sagte ihr Mann trocken, „aber es ist doch gleich was ich dir schenke, du tauschst es ja doch wieder um!“ (Pages Gates)

Wunsch und Wünsche

„Was wünschst du dir zu Weihnachten, Erna?“ „Daß Kurt sich mit mir verlobt!“

„Weiter nichts?“ „Doch! Alexander Wünsche hat ich mir auch, bis wir verheiratet sind!“

Ein Unterchied

„Ist es wahr, Frau Budow, daß sich Ihre drei Töchter im Laufe dieses Jahres verlobt haben?“

„Nein, es ist etwas anderes — eine meiner Töchter ist seit Sonntag dreimal verlobt gewesen!“ (Gismorbladen)

hinaus war der Leutnant sogar nicht ungern unterwegs, und aus diesem Grunde allein hatte er Wolters nicht aus den Lumpen geschüttelt, wie es sich wohl gehört hätte. Das Gelände hatte ehemals zum Zusehndorfer Rittergut gehört, und man konnte von der Unfriedigung aus sozusagen den Wendts in die Fenster gucken. In der Wache sangen sie „O Tannenbaum, o Tannenbaum“, langsam und mit Gefühl. „Dacht euch nicht stören, Kinder!“ sagte Hüfemann. Draußen am Baum nahm er die Meldung des Postens entgegen. Darauf stand er lange in der stillen Winterluft unter dem sternentklaren Himmel und schaute nach den Lichtern des Zusehndorfer Herrenhauses hinüber. Ach nein, die Ronde war gar nicht so übel.

Im Fahren dann dachte er allerdings eher an die Gänsebrust. Sein Magen knurrte. Nun, auch der kam an die Reihe. Bald würde man zu Hause sein. Der Wagen schunkelte und schunkelte. Es ließ sich herrlich träumen dabei. Plötzlich knallte der Krümpferfischer oben auf dem Dach wie toll mit der Peitsche und fuhr wild im Galopp los. War der Kerl betrunken? Es ging eine Rampe hinan, und mit einmal ergoß sich ein unerhörter Lichterglanz aus einer hohen Halle. Hüfemann erkannte in der Tür den Vater Wend, der nie anders als „Herr Mittmeister“ tituliert sein wollte; er bearbeitete aus Selbstbescheidenheit ein Tamtam. Neben ihm hämmerten seine beiden Söhne auf kupferne Weinfässer los. Alle drei riefen: „Juchh! Juchh! Juchh!“ Hinter ihnen wurden die Damen des Hauses sichtbar, als letzte Wanda, die eine gleichgültige, fast schon verdorrte Miene aufgesetzt hatte. Hüfemann begriff im Nu, daß man an seiner Stelle den Patienten Wolters erwartete. Fürs erste aber konnte er nicht anders, — er lag aus.

„Willkommen, Herr Leutnant!“ lärmte Wend-Vater. „Famöser Gedanke von Wolters, Sie mitzubringen! Aber wo ist er denn selber?“

Hüfemann berichtete. Da stellte es sich nun heraus, daß der alte Herr beabsichtigt hatte, seinen Schwippen Wolters gewissermaßen als Juchhapp ins Haus befördern zu lassen. Der Krümpfer war insgeheim angewiesen, den Ronde-Offizier von den Schickständen menschlins und unversorgt nach Zusehndorf zu fahren, der Mann hatte seine Sache

ausgezeichnet gemacht. Wolters freilich wollte weitab bei Grog und Kartenspiel. Der Herr Mittmeister grüßte ihn bitterlich, daß er ihm den seinen Plan durchschert hatte. „Bauler Kopf der Junge!“ raunte er. „Nix als 'n Schnupfen! Da hat er Ihnen die Ronde aufgemischt! Schlappschwanz! Aber er war mir schon lange zu pappig.“ Er schüttelte dem versehten Gast doppelt herzlich die Hände, und Hüfemann kam an der feinsten Tafel an Wolters Stelle neben Fräulein Wanda zu sitzen. Er gab sich Mühe, die Verwechslung vergessen zu machen. Von dem Mittmeister ließ er sich lang und breit über Werbezucht erzählen, während doch der eigentliche Ruhm von Zusehndorf das Deutsche Edelkwein war, und mit der gnädigen Frau gab es einen langen Meinungsaustausch über die beste Art, Gänsebrust zu räuchern. Er hatte als Knabe daheim in Pommern oft genug zugehört. Seine Tischdame ermunterte ihn bei diesem Vorhaben mit einem fröhlichen, beinahe spitzbübischen Lächeln. Später wurde offenbar, daß Leutnant Hüfemann auch sonst recht gut zu leiden war. Er wußte eine Unzahl der nettesten Lieder. Das änderte Fräulein klümperte auf der Laute dazu, und es klappte wundervoll. Aber er hatte auch in Südwestafrika gegen die Hottentotten mitgekocht und erzählte ernst und anschaulich davon. Wanda behielt beim Dauschen unversehens ihren kleinen Mund ein wenig offen. Es stand ihr reizend. Kurzum, der Vater Wend wollte den Besuch um keinen Preis fortlassen und bat ihn himmelhoch, über Nacht zu bleiben. Aber der Leutnant lehnte so liebenswürdig wie entscheiden ab. Das gefiel nun wieder der gnädigen Frau. Was wäre das auch für ein Umsturz geworden, wo die Mädchen längst zu Bett waren! Als Hüfemann den Wagen endlich bestieg, war er jedenfalls aufs allerdringendste für Silvester eingeladen.

Der erste Feiertag hatte schon längst begonnen, als er seine Bude wieder betrat. Es roch leder nach Gänsebrust und Räucherwurst. Aber Hüfemann hatte schon geistigt. Dagegen griff er, wie er war, in Helm und Mantel, nach dem Bild und verweilte lange in Betrachtung. Endlich legte er ab. Wolters wird Augen machen!“ gähnte er dabei. „Seine Schuld! Faulheit ist nun mal kein Lebenswied.“

Der Weihnachtsmann

Karl und Fritz standen in der Ecke und tuschelten miteinander. Die fünfjährige Ulla sah friedlich zwischen ihren Puppen auf der Erde. Sie schielte mißtrauisch zu den beiden Heimgliedern hinüber. Denn wenn die Brüder so eintätig waren, hatte sie meistens den Schaden davon.

Doch diesmal schienen sie keinen Streich gegen die Schwester im Sinn zu haben. Nach einer Weile verschwanden sie aus dem Zimmer. Ulla hörte nichts mehr von ihnen und beruhigte sich allmählich. Nach dem Abendbrot aber fanden die Jungen sich in Vaters Arbeitszimmer ein, und da stellte sich denn heraus, daß allerdings wieder einmal ein Missetat gegen Ulla geplant war.

„Wir hatten uns das so nett gedacht —“ meinte Karl; „und weil Ulla gesagt hat, sie glaubt nicht an den Weihnachtsmann,“ fügte Fritz erklärend hinzu.

Der Vater musterte seine beiden Sprößlinge bedenklich. „An sich habe ich natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß Ihr den Weihnachtsmann spielt, aber ich traue Euch beiden nicht. Dabei kommt sicher wieder irgendeine Dummheit zutage.“ — Karl und Fritz verschworen sich fester, daß daran nicht zu denken sei. So kam endlich ein Pakt zustande. Gegen das Versprechen, die Schwester nicht zu erschrecken und überhaupt den friedlichen Ablauf des Festabends nicht zu gefährden, wurde ihnen das Recht bewilligt, den Weihnachtsmann höchst persönlich auftreten zu lassen.

Hoherfreut trollten sich die Buben.

Die noch übrigen Tage vor dem Fest waren sie so ausgiebig mit Vorbereitungen beschäftigt, daß man nur wenig von ihnen merkte. Nur bei der Mutter erschienen sie von Zeit zu Zeit, um sich irgendein Stück zu erbetteln, das sie dringend zu brauchen behaupteten, oder um ihre Hilfe für Näharbeiten zu erbitten, mit denen sie selbst nicht fertig wurden. — Ganz erstaunlich aber stellten sie sich an, wenn sie allein waren. Dann sah der schwächliche Fritz rittlings auf Karls Schultern, und dieser marschierte und schwenkte mit ihm in der Stube umher. Denn das war das ganz große Geheimnis ihres Planes. Sie wollten einen riesengroßen Weihnachtsmann darstellen, der auf Ulla auch wirklich Eindruck machte.

So kam der Tag des Festes heran. Am Nachmittag sah Ulla bei der Mutter in der Stube, als es mit dröhnenden Schlägen an die Tür pochte. Dann öffnete sie sich und im Spalt erschien die riesige, bärtige Gestalt des Weihnachtsmannes. — Feierlich wankte das Ungeheuer auf Ulla zu, und Fritz begann mit verstellter Stimme sein Sprüchlein herzusagen, das er sich eingeübt hatte. — Die Mutter betrachtete mit kaum verhaltenem Lachen die abenteuerliche Gestalt, doch Ulla besaß wirklich Respekt und drückte sich schüchtern gegen die Mama. Fritz sah es mit Vergnügen und drückte im Übermaß des Entzückens die Knie gegeneinander, um auf diesem Wege Karl seine Genehmigung über den gelungenen Streich zu übermitteln. — Der Große aber hatte unter dem langen Rod bereits weidlich zu schwitzen begonnen und war eben bei der Ueberlegung angekommen, daß bei dieser Vorstellung nicht gerade die dankbarste Rolle auf ihn gefallen war. Da vernahm ihm der Schenkelbruch seines Reiters noch die Lust. Empört über Fritzens vermeintliche Frechheit kniff er ihn kräftig in die Waden, um sich zu wehren.

Fritz unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei. Was fiel dem Karl denn plötzlich ein? Das dem Vater gegebene Versprechen, keine Dummheiten zu machen, war vergessen. Ulla sah mit Verwunderung, daß dem Weihnachtsmann an der Seite zwei Bäume wuchsen, die sich mit einem Ruck bewegten. Des Reiters Boden bohrten sich empfindlich in die Seiten des Trägers. — Aus dem Bauch des Weihnachtsmanns erscholl ein Schrei der Empörung. Kurzgerhand klappte Karl seinen Reiter vornüber, und die erstaunte Ulla sah, wie sich aus der unwirklichen Gestalt die beiden höchsten irdischen Brüder lösten, die sich in schönster Keiserei miteinander auf dem Boden wälzten. — Da erlang von der Tür her ein barscher Ruck. Vor den Valgenden stand plötzlich ein unbekannter Mann. Sein langer Pelzmantel war mit Schneeflocken bedeckt, graues Haar sah unter der Mütze hervor, ein großer weißer Bart bedeckte das gerötete Gesicht und unter den buschigen Brauen blitzten zwei leuchtende Augen die Buben gefährlich an.

Die Jungen waren so verblüfft, daß sie ihren Streich vergaßen. Ebe sie wußten, wie

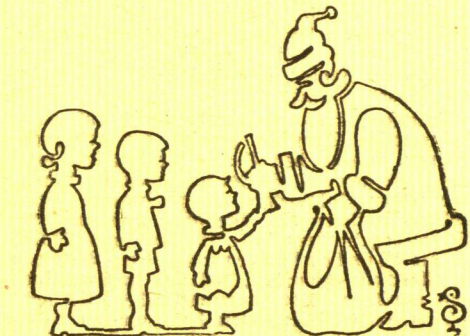


WEIHNACHT

Die Fenster überzog heut nacht
Ein eisfester Blumentanz.
Der spiegelt wie Brillantenpracht
Des Mondes weißen Silberglanz.

Und unaufhörlich knallt's herab
Lautlos und fast, wie Dauen weis.
Kein Aufschrei und kein Stiefelknall!
In alles still und märchengleich.

war, sagte er: „Wie gut, daß Förster Heinrich neuer Kutscher gerade den Baum brachte, sonst hätten uns die beiden Bengels den Festabend doch richtig verderben.“ — Uebrigens vertrugen sich Karl und Fritz unter dem Weihnachtsbaum sehr bald wieder. Sie hatten eine Erdbeerkanne für ihre Soldaten bekommen und brauchten einander, um eine Schlacht aufzubauen. Nur als Ulla wieder mal in stillen Triumph zu ihnen herüber sah, flüsterte Karl: „Aber was das bloß?“ und Fritz antwortete ebenso leise: „Keine Ahnung, aber die Handschrift war gut.“ Dabei rieb er sich verstohlen das rechte Ohr.



Beschierung

Wer kann dieses Bild in einem Strich nachziehen?

Unser Arbeitsplan

Zu unserer nächsten Nummer werden Euch das Weihnachtsfest und die Weihnachtsferien wohl genug Stoff liefern. Darum wird die nächste Nummer wieder ein buntes Allerlei werden. Besonders an die Rechner möchte ich die Aufforderung richten, mir eine Reihe von guten Bildern und Köpfen einzuliefern. Und dann — die folgenden Nummern sollen wieder einige Sondergebiete behandeln. Was meinen die größeren unter Euch zu dem Thema „Welchen Beruf werde ich mir wählen?“ Ich bitte jedoch um weitere Vorschläge zu Sondernummern. Der letzte Tag für Einlieferungen zu der kommenden Nummer ist der 2. Januar 1936. Peter.

Deine Arbeit war, wie immer, sehr sauber und ordentlich. — „Häuptling“: War das Gedicht nicht etwas zu schwer für die Kinderbeilage? Schade, daß wieder etwas. — „Jedoch“: War die Arbeit selbst ausgedacht? — „Anneliese Klieh“: Den Kopf für die Jugendzeitschrift konnte ich leider nicht mehr verwenden, doch arbeite mir weiter fleißig mit. Recht schönen Dank für Dein beigelegtes Foto. — „Jutta und Erika Kurnis“: Euer umfangreicher Brief enthielt, wie immer, gute und druckreife Arbeiten, die ich leider nicht immer alle abdrucken kann. Schönen Dank und Gruß. — „Märchen“: Leider ist die Abenteuerecke schon vorüber, und ich kann Deinen Beitrag nicht verwenden. Doch ich werde mich freuen, wenn ich bald wieder etwas von Dir erhalte. — „Pilot“: Deinen Beitrag habe ich mir für später zurückgelegt und werde ihn, wenn ich mehr Platz für längere Sachen habe, abdrucken. Soffentlich bekomme ich bald wieder einen sehr guten Bericht von Dir. — „Angor“: Wenn Deine Zeichnung abgedruckt werden soll, mußt Du sie etwas sorgfältiger anfertigen. — „See-Tabell“: Ein Brief, den ich an andere Mitarbeiter weiterleiten soll, muß mit einer Briefmarke versehen sein. — „Silbermöwe“: Deine Arbeiten sind, wie immer, sehr gut und ich hätte sie, wenn genug Platz vorhanden gewesen wäre, alle abdrucken können, aber Du wirst einsehen, daß auch andere Mitarbeiter zu Beiträgen kommen wollen. — „Sonnenstrahl“: Dein Beitrag hat mir sehr gut gefallen. — „Stups“: Deine Vorwürfe sind unberechtigt, denn ich habe die Einsender, die ihren Vorschlag aus Verleumdung und Duden geschöpft hatten, unberücksichtigt gelassen. Deine Beiträge haben mir gefallen. — „Gerhard Treptau“: Du mußt ein anderes Mal Dir schon mehr Mühe geben, wenn Du abgedruckt werden willst. Und vergiß nicht die Auszeichnungs! — „Weltbeschauer“: Dein Bericht über die Fahrt nach den Masuren ist sehr gut. Ich habe ihn mit zurückgelegt, denn die hundertste Nummer wird erst Mitte des kommenden Jahres erscheinen. Herzlichen Gruß. Peter.

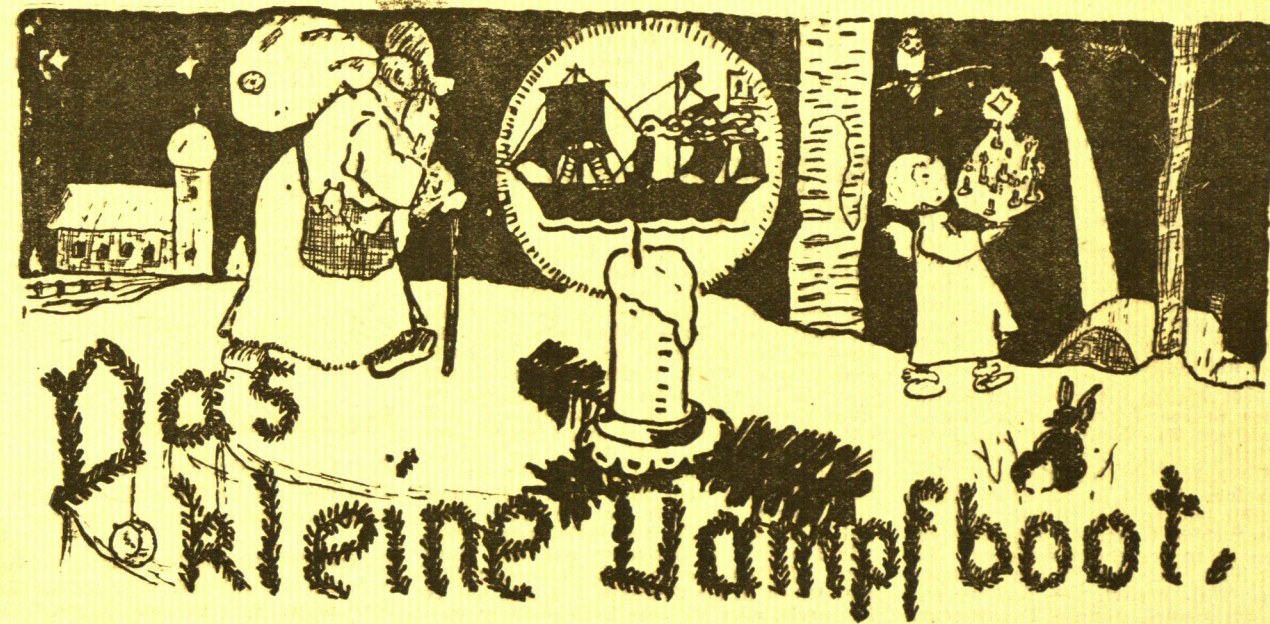


Entwurf von „Stups“.

Liebe Freunde: Leider kann ich nicht alle die Anfragen beantworten, die Euren Einsendungen zum Preisausschreiben beiliegen. Heute soll der Briefkasten nur recht kurz werden, damit fast der Einsender zu der Weihnachtsnummer zu Wort kommen können. Ich bante Euch für die vielen Glückwünsche zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahre. A. S.: Der Beitrag war sehr gut und sauber gearbeitet, lasse doch öfter von Dir hören. — „Frisch“: Schade, mir einen frankierten Brief an den Mitarbeiter, mit dem Du in Briefwechsel treten willst. Ich werde Dein Schreiben dann weiterleiten. Und vergiß nicht Dein Versprechen! — „Helmut Delle“: Leider kann ich keine Bilder veröffentlichen, die mit blauer Tinte gezeichnet sind. Deine Zeichnungen waren recht nett, doch fertige sie anders mit Auszeichnungs an. — „Gänsefelle“:

Den Kopf

hat „Stups“ dem kleinen Dampfboot zum Weihnachtsfest geschenkt. Ist es nicht ein kleines Meisterwerk? Peter.



Nummer 18

Memel, den 25. Dezember

1935

Frohe Weihnachten!

Liebe Freunde! Weihnachten, das Fest der Freude, ist wieder einmal herangefommen. Wieder leuchtet der Weihnachtsbaum mit seinen vielen strahlenden Kerzen, wieder erklingen die alten schönen Weihnachtslieder. Weihnachten ist doch das schönste aller Feste! Denn kein Fest im ganzen Jahr ist so innig und gibt so viel Freude. Gibt es etwas Schöneres, als unter dem Weihnachtsbaum zu sitzen und mit strahlenden Augen seine Geschenke zu befehen?

Und gerade darum könnt Ihr es Euch gar nicht vorstellen, daß es auch Menschen gibt, die keinen Baum aufstellen, die sich nicht an Geschenken freuen können, weil sie niemand mehr haben, der an sie denkt. Wenn Ihr recht nachdenkt, wie traurig es solchen Menschen am Heiligen Abend zu Mute sein mag, dann werdet Ihr ihnen bestimmt irrendwie helfen wollen. Nehmt ein kleines Bäumchen mit wenigen Lichtern, etwas Lametta und tragt dieses Bäumchen mit einer bescheidenen Gabe in die dunklen Stuben der Armen und Einsamen. Singt ihnen mit Euren hellen Stimmen ein frohes Weihnachtslied. Die Freude, die Ihr dann erleben werdet, wenn Euch aus tränenfeuchten Augen ein stummer Dank entgegenblickt, wenn Ihr die leuchtenden Gesichter der armen Kinder seht, ist mehr wert, denn alle Eure Geschenke. Darum, wenn Ihr Eure Weihnachtsgeschenke betrachtet, vergeht nicht: Geben ist seliger als Nehmen!

Meinen treuen Mitarbeitern und begeisterten Lesern wünsche ich ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr!

Peter.

Die Auflösung des Preisausschreibens

Liebe Freunde!

Trotzdem das Preisausschreiben in diesem Jahre erheblich schwieriger war, als in den vorhergegangenen Jahren, habe ich doch noch die stattliche Anzahl von 352 Einsendungen erhalten. In der ersten Gruppe (Wörterkette) hatten 247 Kinder Lösungen eingeleistet und in der zweiten Gruppe (Abendspaziergang) 105 Kinder. Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr so viele Wörter in der ersten Gruppe „Anamensmitteln“ würdet. Die ersten Preisträger sind bis 600 gekommen. Ein Teil der Einsender hatte versucht, die Wörter aus dem Duden oder aus dem Verflor abzuscreiben; natürlich konnten diese Einsendungen nicht anerkannt werden. Wie schwer auch die Preisaufgabe der zweiten Gruppe war, geht daraus hervor, daß 38 Einsendungen falsch waren, und nur 76 für die Preisverteilung in Frage kamen, von denen die 14 Preisträger ausgelost wurden. Und diejenigen, die trotz richtiger Einsendungen keinen Preis erhalten haben, sollen nicht den Kopf hängen lassen, sondern auf das nächste Preisausschreiben warten. Bei dem das Glück ihnen hold sein kann. Den Preisträgern meinen herzlichsten Glückwunsch!

Die Preisträger:
Gruppe I

1. Günther Baltrusch, Memel (1 Kallfederhalter).
2. Ari Schwarz, Memel (1 Buch „Alle neun“).
3. Erich Mantau, Memel (1 Taschentuch).
4. Hans Joachim Sommer, Memel (1 Taschentuch).
5. Gertraud Schroeder, Memel (1 Buch „Mit dem Gelwagen durch U.S.A.“).
6. Günther Siemon, Preßburg (1 Taschentuch).

11. Erika Pawils, Memel (1 Schachtel Buntstifte).
12. Helene Pinkies, Prell (1 Schachtel Buntstifte).
13. Alfred Elmer, Memel (1 Schachtel Buntstifte).
14. Gerhardt Freimann, Memel (1 Schachtel Buntstifte).

Gruppe II

1. Eleonore Eberhard, Leipzig (1 Kallfederhalter).
2. Hans Joachim Postel, Waldenburg i. Schl. (1 Buch „Sucht den Sender M.D.R.“).
3. Eva Steppat, Bendefrug (1 Buch „Dunkel Heinrich und seine Nichten und Nissen“).
4. Fritz Preußisch, Bendefrug (1 Mundharmonika).
5. Irmgard Strandies, Birkenwalde (1 Buch „Sommertage im Försterhaus“).
6. Martin Rummel, Ratibschken (1 Buch „Dein Suchstfink auf großer Fahrt“).
7. Gerda Rokat, Danabaraen (1 Schachtel Buntstifte).
8. Anneliese Marxwit, Memel (1 Schachtel Buntstifte).
9. Brigitte Schenker, Bendefrug (1 Taschentuch).
10. Karl Soudheimer, Rannas (1 Taschentuch).

Trostopreise

11. Alfred Malien, Plauschwarren (1 Schachtel Buntstifte).
12. Christel Oskole, Graumen (1 Schachtel Buntstifte).

Die Preise sind den in der Stadt wohnenden Preisträgern inzwischen zugestellt worden; die auswärtigen Preisträger erhalten sie durch die Post zugestellt. Peter.

Hansel und Gretel im Walde

Hansel und Gretel saßen traurig in ihrem kalten Stübchen. Sie wußten, daß der Weihnachtsmann sie auch in diesem Jahre vergessen wird. Die beiden Weidwiser gingen in den Wald, um trockenes Heu für den Ofen zu holen, denn ihr Stübchen war eiskalt. Doch der kurze Tag war bald vorüber und es wurde dunkel. Die Kinder irrten im Walde umher, sie suchten aber den Weg vergebens. Weinend setzten sich die Kinder unter eine dunkle Tanne. Plötzlich sprang aus dem gegenüberliegenden Busch ein Rehchen hervor. Ein Weibchen blieb es stehen und sah die Kinder mit einem Blick an. Da fragte Hansel es nach dem Weg; doch das Rehchen wußte ihn selber nicht. Mit einem Satz war es in dem dunklen Wald verschwunden. Traurig schmiegen sich die Kinder fester aneinander und fingen wieder leise an zu weinen. Die Kälte drang durch ihre dünnen Kleider. Die kleinen Herzen wollten ihnen fast vor Weh und Leid erstarren. Da wurden sie durch ein zartes fernes Geräusch aus ihrem tiefen Leid aufgerüttelt. Sie lauschten in die dunkle kalte



Silbermöwe.

Winterzeit hinein, und vernahmen jetzt ein lautes Schellengeläut. Schnell sprangen sie auf und wurden von einem hellen Schein geblendet. Vor ihnen hielt der Schlitten mit dem Weihnachtsmann. Auch das Christkind war dieses Mal mit, daher der helle Schein. Da sprang der Weihnachtsmann vom Rutschbock und half dem Christkind beim Aussteigen. Freundlich kam das Christkind auf die Kinder zu und fragte: „Wer bist Du denn, kleiner Mann?“ „Ich bin Daniel.“ „Und ich Gretel.“ „Wo wollt Ihr hin?“ „Wir wollen nach Hause, haben uns hier verirrt.“ „Steigt ein, Ihr dürft mitfahren“, sprach das Christkind, „wir fahren gerade in die Stadt auf Weihnachtsbesuche.“ „Ach“, sagte Daniel, „wir wohnen in der kleinen engen Gasse. Unter Stübchen ist kalt und dunkel.“

Die Kinder durften sich neben das Christkind hinten in den Schlitten setzen, wo es nicht so kalt war. Der Weihnachtsmann streckte sich ein Pfeifen an, dann nahm er die Zügel in die Hand und — hui, fort ging es in lautem Galopp, hinein in die Stadt. Lustig wirbelten die Gloden. Die Dirsche liefen wie der Wind. Liebling Klara das Schellengeläut. Da kamen sie in der engen Gasse an. Der Schlitten hielt vor dem kleinen Häuschen. Und dieses Mal brannte in dem warmen Stübchen ein kleines, dünnes Tannenbäumchen. Einige Lichtchen beleuchteten die Weihnachtsgabe, die Liebe, mitleidige Menschen dem dünnen Daniel und der blassen Gretel geschenkt hatten. Wohl schon zum dritten Mal klingt es von den blassen Lippen Gretels:

„Du lieber, heiliger, frommer Christ!
Weil heute Dein Geburtsstag ist,
Denn ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.“

Grifa Kurmis, 11 Jahre.

Der Weihnachtsmann macht sich fertig

Es war gerade einige Tage vor Weihnachten, als Nikolaus auf seinem Bettstrand lag und seufzte. Er hatte noch sehr viel zu tun. Man sah es ihm auch an, daß er schlechter Laune war. So ein Tag war nichts für die Engelchen, die oft mit ihm ihre Späße trieben. Heute mußten sie ganz ruhig sein. Die Engel waren gerade mitten im Spiel, als Nikolaus sie zu sich rief und mit gebieterischem Ton zu ihnen sprach: „Ihr Faulpelze, wagt ihr nicht, daß es bald Weihnachten ist? Naht an die Arbeit!“ Die Engelchen strömten nach allen Seiten. Nikolaus rief: „Zippel, hole mir mal die besten Säckchen und fülle sie, und Du, Goldbärchen, mach mir den Kasten in Ordnung und lege einen Sack voll Hafer daneben, Silberbärchen, lauf mal schnell in die Backstube und fülle, wie es da ausgeht, aber fix. Ihr übrigen könnt meinen Kasten, meine Kapuze und meine Stiefel in Ordnung bringen. Wenn Silberbärchen zurückkommt, geht Ihr in die Spielwarenabteilung und seht, wie weit es mit dem Spielzeug ist.“ Als alle Engel weg waren,

machte sich auch Nikolaus an die Arbeit. Er war eigentlich sehr müde, aber was sollte er machen. Er zog sich eilig an, denn er wollte noch mit dem Christkind reden. Da erschien aber schon Silberbärchen und berichtete, daß es das Christkind in der Backstube gefunden habe, und es solle Nikolaus sagen, daß er sich schon zur Erdreise zurechtgemacht und in der Schneekutsche einfinden solle. Das andere werde das Christkind schon in Ordnung bringen. Raum hatte Silberbärchen seinen Auftrag erledigt, da erschienen auch schon die anderen mit ihren Sachen. Als alles erledigt war, ging Nikolaus zur Schneekutsche. Dort traf er das Christkind, mit dem er zu den Spielwaren und Backstuben ging und die Säckchen füllte. Dann ging es auf die Erde zu den Kindern.

Preis ausschreiben!

Das Preis ausschreiben war nicht schwer. Man schnittelte die Buchstaben hin und her. Schon fand sich ein Wort und noch eins schnell. Unsere Gefächter wurden dabei ganz hell. 50 hatten wir und noch mehr von der Sorte. Wir machen ganz bestimmt den Rekord. Na, und wenn nicht, so haben wir doch noch genug. Und gewinnen uns ein recht schönes Buch. „Sonnenstrahl“, 14 Jahre.

Der Weihnachtsbaum der Vögel

Liebe Freunde! Viele von euch haben sicher schon einmal ein Futterhäuschen für die hungernden Vögel gebaut. Hier findet ihr einen anderen Vorschlag, den Vögeln im Winter zu helfen. Wer von euch stellt den gefiederten Sängern einen Weihnachtsbaum auf? Berichte darüber werde ich gern ins „Kleine Dampfboot“ aufnehmen! Peter.

Wiederum steht der Weihnachtsbaum geschmückt da. Rotwange Nessel prangen daran, golden schimmernde Walnüsse, allerlei gebackenes Getreide verbirgt sich in den Zweigen, Zapfen aus Schokolade baumeln als schwere Frucht.

Draußen ist es weniger behaglich und nicht so feierlich. Draußen herrscht der gestrenge Winter, und bei den Tieren werden jetzt wenig Feste gefeiert. Es hat sich jedoch im Laufe der letzten Jahrzehnte ein so inniges Verhältnis zwischen den Menschen und unseren Wintervögeln hergestellt, in Dorf und Stadt ist die Winterfütterung der Vögel so allgemein geworden, daß nur noch wenige aus wirklichem Mangel zu Grunde gehen. Es hat sich im Gegenteil erwiesen, daß zu viel des Guten getan wird, und daß aus übergroßer Wohlwolligkeit schwere Schäden für unsere Vögel entstehen. Da ist nun das Weihnachtsfest die richtige Zeit, auch auf eine Art der Fütterung hinzuweisen, die leider wenig bekannt ist. Sie verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen und ist für euch wie für die Vögel ein wahrer Freudenbender, denn es handelt sich darum, einen richtigen Weihnachtsbaum für unsere Vögel zu schmücken.

Wer von euch einen Garten sein eigen nennt und darin ein Tannen- oder Fichtenbäumchen stehen hat, kann sogar einen lebenden Baum herrichten, sonst kann man den „geplünderten“ Christbaum zu diesem Zweck auf einem Balkon oder im Hof verwenden. Das Verfahren ist sehr einfach. Weibrotreste, zerhacktes gekochtes oder gebratenes Abfallfleisch, allerlei Samen, wie Hafer, Sonnenblumenkerne, Mohn, Hafer schüttet ihr gut vermischt in einen Topf mit siedendem Wasser oder Hammelfett, die ja für die menschliche Ernährung bei weitem nicht die wichtige Rolle spielen wie die anderen Fette. Diese Mischung wird mit einem Eßlöffel in noch flüssigem Zustand auf die Zweige des Baumes aufgetragen. Sie verhärtet sofort. Um jeden Verlust zu vermeiden, dichtet ihr die unteren Zweige des Baumes mit Tannenzweigen ab, so daß über dem Boden ein geschützter Raum entsteht, in dem ihr noch einige Hände voll Hafer oder Weizen werfen könnt.

Diese Fütterungsart hat gegen Futterhäuschen und andere Vorrichtungen bedeutende Vorteile. Das Fett, das zugleich ein guter Wärmehüter für alle Vögel ist, verhindert ein Feuchtwerden und Verderben des Futters bei Regen und Schneefall. Dieser offene Futterplatz ist gegen beide vollständig geschützt. Wenn die Vögel den Baum erst entdeckt haben, braucht ihr ihn bei heftigem Schneefall nicht einmal abzusputzeln. Zugleich aber wird damit der größte Liebelstand der gesamten Winterfütterung abgestellt: das Liebertreffen der Vögel. Bedenkt doch, wieviel Zeit diese selbst im Sommer und Herbst mit dem Aufsuchen der Nahrung verbringen, wie sie diese immer nur in kleinen Portionen finden, und wie schädlich es ihnen sein muß, wenn sie in einer Zeit, wo die Natur ihnen den Tisch nur sehr kärglich deckt, die schönsten Federbüschel in überreichlicher Auswahl und in gedrängter Fülle vorfinden. Sie gewöhnen sich so an eine zu große Nahrungsaufnahme und gehen elend angründend, wenn man an schneefreien Tagen etwa vergaht, ihnen den Tisch zu beladen, in der Annahme, es wäre nicht nötig. Wenn man besonders gegen Ausgans des Winters draußen tote Kleinvögel findet, so kann man zehn gegen eins wetten, daß sie auf diese Weise umgekommen sind. Die oben angegebene Fütterungsart verhindert solche Schäden, da die Vögel gezwungen werden, jedes Körnchen und Krümchen mühsam von den Zweigen zu lösen. Sie ist dazu billiger, denn ein so bereiteter Baum hält mit derselben Futtermenge viel länger vor. Wenn das Verfahren zu mühsam ist, der kann dieselbe Futtermasse auch in Blumenuntersätze oder ähnliche flache Gefäße schütten, er wird sehen, daß dasselbe Futter, das sonst an einem Tage



Vergeht die hungernden Vögel nicht!
„Ribe.“

verbraucht wird, mindestens vier bis fünf Tage vorhält. Ein solcher Weihnachtsbaum bietet, wenn er von den verschiedensten Vogelarten umflattert wird, einen allerliebsten Anblick. Es dauert gewöhnlich einige Tage, bis die Vögel ihn entdecken. Zuerst finden sich wohl die Kohlmeisen ein, diese unermüdlichen Vorschungsreisenden und ihr Hin- und Her-



Die Krippe

- Es klingt aus Felsenferne
Ein süßes Engelslied,
Und Sonne, Mond und Sterne,
Die singen jubelnd mit.
- Es hören's die Hirten alle;
Ein Wunder ist geschehn!
Und Könige kommen zum Stalle
Des Knechte zu sehn.
- Da liegt auf einem Bette
Von Stroh — ein Kindlein fein.
Es leuchtet die arme Stätte
Wie Lichter Moriareschein.
- Andächtig knien sie nieder,
Das liebe Kindlein lacht,
Ganz leise klingen Nieder
In der stillen, heiligen Nacht. D. D.

fliegen, ihre hellen Entdeckungsrufe, locken dann den Knecht herbei, und dieser zieht leicht den Baumläufer. In ihrer Gesellschaft turnen bald die Tannenmeisen und die Sumpfmeyen herum. Rint wie Mäuschen huschen diese mit ihrem schwarzen Samtköpfchen durch das Gesträuch. Die Blaumeise und die Haubenmeise finden sich meistens erst ein, wenn der Wald tief verschneit ist. Aber ganze Scharen von Grünfinken lauten schwirrend durch die Luft. Hell leuchten aus dem stumpfen Grün ihres Gefieders ihre quittengelben Flügeldecken. Goldamern und Haubenlerchen umhüpfen den Stamm und tun sich am Hafer äfflich. Der mißtrauische Buchfink läßt sie als Vorhut vorangehen. Manchmal mag sich zu diesem auch ein Hänfling gesellen. Auch ein Zaunkönig wird oft flüchtiger Gast sein. Die Amstel wird besonders die Küchenabfälle inspizieren, die man unter den schneegepöhlten Stamm wirft.

Auch Vögel, die eine gewisse Scheu vor Futterhäuschen haben, wie Wacholderdrosseln, Kreuzschnäbel und Drostelinken, können der Anziehungskraft eines solchen Weihnachtsbaumes nicht widerstehen. Letztere besonders dann nicht, wenn man dem Baum eine Haube lamentierender Disteln aufsetzt, die man ja im Herbst leicht sammeln kann. Wenn sich dann auch noch Dompfaffen, Reihern, Goldschnecken und wendisch nordische Seiden schwänze einstellen, habt ihr mitten im Winter ein so buntes Geschwirr und fröhliches Geflatter vor sich, wie man es auf so gedrängtem Raum in keiner anderen Jahreszeit sehen kann. Wer die kleine Mühe nicht scheut, einen solchen Baum heranzubringen, wird an dem mühen Treiben viel Freude haben.

Weihnacht

Die Gloden läuten zur Weihnachtszeit durch dunkle, fernklare Nacht. Die Welt träumt still und tief verschneit vom Christkind, das heut ist erwacht.

Es ist geboren in Betlehems Stall,
In eifriger Winternacht.
Und hat den Menschen auf Erden all
Den Frieden und Segen gebracht.

Drum öffnet auch heut die Herzen weit,
Lacht Christkindleins Liebe herein!
Und ist es auch kalte Winterzeit —
Die Liebe soll Knecht uns sein.

„Krausbüschchen.“

Der Lehrer mit der Brille flüchtet...

Als es zur Pause geläutet hat, rufen die Jungen: „Hurra, es ist Schnee gefallen!“ Schon geht es die Treppe hinunter auf den Schulhof. Dort stehen sich schon zwei Parteien gegenüber und schneefallieren sich heftig. Wir laufen zu der schwächeren Partei über, um ihr zu helfen. Die Schneebälle laufen durch die Luft. Manche Jungen bekommen solche Treffer, daß sie ausschneiden müssen. Plötzlich kommt der Lehrer mit der Brille auf dem Schulhof, um sich die Sache anzusehen. Aber schon treffen ihn einige Bälle, so daß er flüchten muß. Nun lautet es wieder zur Stunde und die Schlacht muß abgebrochen werden.

„Bonao.“

Es schneit

„Hallo Jungs! Seht schnell mal raus! Sei, wie sieht es draußen aus. Heute geht's zur Rodelbahn.“ Sagten sie, als sie es sahn.“

„Aufgepaßt“, ruft nun der Lehrer. „Jetzt wird es noch viel, viel schwerer.“ Aber niemand hört zu. Und schon kriegen sie im Ru eine Strafarbeit hinan.

Emil denkt an Schlittschuhlaufen. Fritz will sich Schneeschuhe kaufen. Betina will heute noch rodeln gehn. Hans wird nach dem Schlitten sehn.

„Der weiße Rodel.“

Bastelecke

Wer braucht einen Nussknacker?

Im Leben gibt es gar viele Nüsse zu knacken, darunter auch solche, die man essen kann! Und mit diesen letzteren braucht ihr euch nicht länger eure Finger zu zerbrechen, sondern könnt euch selbst ganz leicht einen Nussknacker herstellen. — Die einfachste Art ist die aus einem gekerbten Aststück gebastelte (Nebezeichnung A): Ihr verschafft euch einen starken Astast von etwa 25 cm Länge, schneidet in die Mitte eine Kerbe ein, etwa 1/4 des Astdurchmessers tief und so breit, daß man eine Nuss einlegen kann. In dies geschnitten, dann biegt ihr den Ast ab, als wolltet ihr ihn brechen, dadurch verengt sich die Kerbe und die Nuss knackt auf. Dies Ding ist schnell zurechtgemacht, wenn ihr beim Astknackstrauch Ernte halten wollt, nicht wahr?

Nach demselben Grundsatz — aber nicht mehr ganz so einfach — ist der Knacker B gemacht: Zwei 15–20 mm starke Quadratleisten von 12 cm Länge verbindet ihr mit einem Stück Uhrfederstahl und zwar so, daß zwischen den verbundenen Leistenenden genügend Raum bleibt, um die Nuss einlegen zu können. Geknackt wird genau so wie bei Astknacker A.

Und jetzt kommt noch Nussknacker C. Es ist dieselbe Art wie Knacker B, nur in härterer und schöner Ausführung. Zunächst schneidet ihr zwei 15 cm lange und zwei 4 cm lange Leistenstücke 1 und 2 zurecht, am besten aus 15 mm starken Quadratleisten. Auf die Enden der Leisten 1 werden mit Messingrundkopfschrauben die Leistenstücke 2 geschnitten und diese verbreiteten Enden sodann mit der Säge keilförmig zugekürzt, sowie es die Zeichnung zeigt. Auf die obere Keilfläche schraubt ihr dann ein 3 cm langes und 1 cm breites Stück Uhrfederstahl — auch wieder so, daß zwischen beiden Leistenenden genügend Platz zum Einlegen der Nuss verbleibt. Um die Schraubköpfe in den Stahl bohren zu können, müssen die betreffenden Stellen, und nur diese allein, über einer Spiritusflamme vorsichtig ausgeglüht werden. — Nach Fertigstellung des Knackers werden die Holzstücke mahagonibraun gebeizt, mit farbloser Schuhercreme mattiert und die

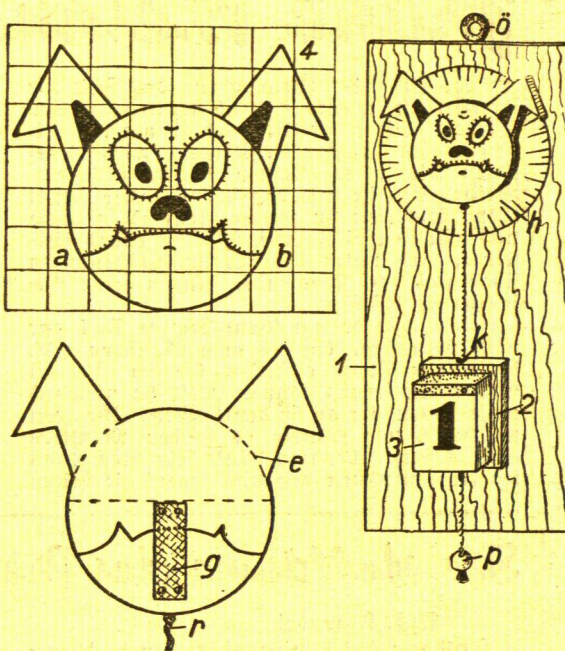
Griffe mit gelb gebeiztem Bindfaden bewickelt. Die Bindfadenenden werden in Bohrungen der Holzstücke verknüpft und nach dem Trocknen lackiert ihr die Wicklung mit glasartigem Spirituslack.

Dieser Nussknacker, sauber und genau angefertigt, bildet ein hübsches kleines Bastelgeschenk für liebe Freunde.

„Der böse Bully“ — ein beweglicher Abreißkalender.

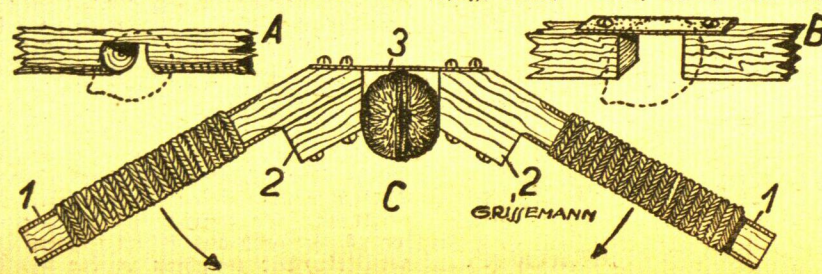
Wer möchte nicht für das neue Jahr einen schönen Kalender haben? Und eine ganz besondere seine Sache wäre es, wenn man mit diesem Kalender nicht bloß das Datum feststellen, sondern auch spielen könnte! Solch einen beweglichen Spielkalender wollen wir heute basteln. „Der böse Bully“ wollen wir ihn nennen, denn dieser prahlt, wie ihr seht, über dem Abreißblock auf dem Kalenderbrettchen. — und wenn man an einem Schnürchen zieht, dann reißt der Bully das Maul weit auf — und läßt man das Schnürchen wieder los, dann klappt das Maul wieder zu. Lustig, nicht wahr?

Also fängt an die Arbeit! Zunächst schneidet ihr aus etwa 4 mm starkem Laubhageholz das Kalenderbrettchen 1 zu. Es ist 24 cm hoch und 10 cm breit. Habt ihr das gemacht, dann wird noch ein zweites rechteckiges Brettchen zurechtgemacht und zwar das Brettchen 2, auf dem der Abreißblock befestigt wird. Dieses 5 cm hohe und 4 cm breite Brettchen schneidet ihr aus 6 mm Laubhageholz aus. In die Rückseite dieses Brettchens wird mit der Rundfeile genau in der Mitte eine Längsrille k gefeilt. Wozu diese dient, werdet ihr bald erfahren. Nun kommt der Bullykopf 4 an die Reihe. Den zeichnet ihr vorerst aus der Rekruturage vergrößert in ein Netz aus, das aus lauter 1 cm großen Quadraten besteht, paßt sodann die vergrößerte Zeichnung auf 4 mm Laubhageholz und fägt den Kopf aus. Dieser Kopf wird nun in zwei Teile zerlegt und zwar entlang der Maulteilung a–b. Ist das geschehen, dann fägt ihr die beiden Teile gleich wieder zusammen, doch nicht mit Leim, sondern mit einem flachen Gummiband g, das mit kleinen Stiften — so wie es die Rekruturzeichnung zeigt — auf der Rückseite des Kopfes befestigt wird. Gleich unter dem Gummiband



wird in das Holz ein Ringschraubchen r eingedreht und daran ein Bindfaden befestigt. Zieht ihr jetzt an diesem Schnürchen, dann reißt der Bully sein Maul weit auf, — läßt ihr es los, dann schnappt es durch den Zug des elastischen Gummibandes wieder zu. — Und jetzt machen wir den Kalender fertig. In den oberen Teil des Kalenderbrettchens wird eine Gabelstange h gemalt, — hübscher ist es noch, wenn ihr sie aus ganz dünnem Leder ausschneidet und aufklebt. Genau in der Mitte dieser Gabelstange befestigt ihr den Bullykopf: Ihr schneidet aus einem etwa 1 mm starken Pappendeckel eine Halbkreis Scheibe 2 zu, klebt sie nach den strichlierten Linien auf die Rückseite des Kopfes und befestigt dann mit feinen Drahtstiften den Kopf auf die Gabelstange. — natürlich nur den oberen Teil, da der untere ja beweglich bleiben muß. Die Pappscheibe bewirkt, daß dieser untere bewegliche Teil trotz des rückwärts befestigten Gummibandes in einer Ebene mit dem oberen Teil liegt und der Bewegungsmechanismus nicht gehemmt wird. — Nun wird das Brettchen 2 auf die untere Hälfte der Kalenderrückwand genagelt, die Riefenlinie durch die Kerbe k gefädelt und an ihrem Ende eine Glasperle p befestigt. Unter Bully-Kalender ist jetzt fertig. Ihr könnt ihn entweder naturfarbig lackieren oder bunt bemalen. Mit einer Wilderde 6 wird er an die Wand gebügelt.

Meint ihr nicht, daß ihr auch Vater mit diesem Kunstwerk seines geschickten Kindes eine hübsche Neujahrsgabe bereiten könntet?



Weihnacht in der Chinesischen See

Van Alexander Thayer

Wir haben heute den 24. Dezember, bligatt liegt die chinesische See vor uns. Ueber der Kimm zittert die Luft in der sengenden Hitze, über der Kommandobrücke strahlt unbarmherzig eine glutrote, senkrechte Sonne. Der schmutzige Qualm aus dem Schlot steigt senkrecht in die Höhe, kein Lüftchen rührt sich, die zwei drachenartigen Flügel unseres Luftschlauches, der über dem Maschinenluf aufgehängt ist, flattern matt und gedehnt in dem stickigen Dunst. Das Deck brennt unter meinen Füßen, das Pech in den Fugen ist weich und klebrig, die Luft atemberaubend, auf dem Tisch des Kartenhauses steht eine Flasche heißen, ungenießbaren Bieres. Die Luft ist mit Wasserdunst gefüllt, alle Messingbeschläge sind grün angelauten, träge schiebt sich unter altersschwacher Rasten durch die ölige See. Auf ein Brett haben wir mit feinsten, grüner Farbe einen Tannenbaum gemalt, an den Spitzen der fein säuberrlich gezeichneten Zweige haben wir Nadeln eingeklagen und daran Kiesel und Bananen gehängt, auf die Spitze des Brettes Kerzen gesteckt und das ganze im Kartenhaus aufgehängt. Das sollte unsere Feier sein!

Ich sitze neben dem Kapitän auf der Brücke und blicke über das bunte Gemisch der am Vorschiff liegenden Deckpassagiere. „Diesmal haben wir ja nicht über die lebende Frucht zu klagen“, meint der Erste, „wenigstens was die Quantität betrifft, ein toller Gefinbel hat unsere Gefegnete „Yu Shun“ wohl selten über die gelbe Pflanze geschoben!“

Es sah allerdings so aus. Auf den holländischen Inseln hatte die Polizei wieder einmal großes Reineinmachen! Was irgendwie zweifelhaft war, alle Räuber, Salunken, Verbrecher oder Diebe hatten sie ausgewiesen, schon gesammelt und auf unserm Rasten verkauft. Abzuschieben in die Heimat! In den bunten Fellen ihrer heimatlischen Trachten oder in europäischen Lumpen gekleidet, lagen sie an Deck, Chinesen, aber auch Indier, Stamelen, sogar Mulattinnen, alles, was aus irgendeinem dunklen Grunde aus den Kolonien raus makte, hatte man für uns gesammelt. Die meisten waren wohl Kulis, aber auch Händler, Matrosen, entlassene Sträflinge, Weiber aus Fremdenbäuren, Musikanten, ein graufames und gemeines Gefinbel.

Wir fahren froh, in einer Zeit, wo man von Pontius zu Pilatus laufen mußte, um etwas Fracht aufzutreiben, oder gar unter Ballast fahren mußte, wenigstens die Kohlen für unseren Rasten verdienen zu können.

Die einen fiebern in der entsetzlichen Hitze, schrien und sangen, andere lagen stumm und gleichgültig und starrten vor sich hin. Es waren auch zwanzig Schwerverbrecher darunter, die über fünfzehn Jahre im Gefängnis saßen und jetzt zum erstenmal wieder frei waren.

Ich stehe auf der Brücke und schlebe meine Waage; die Solentafeln weit gebauert von der Last zweier Revolver und einiger Reservemagazine. So stehe ich hier oben und blicke mit blinzeln Augen in die blendende unbewegliche Wasserfläche. Die Hand, die den Sextanten umfaßt, zittert, nur mit aller Willenskraft bringe ich es über mich, mit mühen, schlaftrigen Augen die Spalten des Logarithmenbuchs entlang zu fahren. Die Hitze — 45 Grad im Schatten! — lähmt, der Schweiß kann längst keinen Ausweg durch die verstopften Poren finden.

Ein Pfiff aus dem Sprachrohr. Der Maschinist meldet aus der Maschine: „Können nicht mehr die Umdrehungen halten, die Kerle machen schlapp, wir haben 67 Grad! Die Luftschächte schaffen keinen Wind, nur heiße Luft!“

„Das Barometer fällt, wir müssen weiter, laßt die Freiwägen aufpurren und Koble schleppen, die wachhabenden Trimmer sollen dafür an dem Kessel helfen“, antwortete ich. „All right, werden sehen, was sich tun läßt“, das Sprachrohr schnappt mit einem schrillen Pfiff ab. Nur das Rirren der Kohlenhaufrufen und das Stampfen der Maschinen dringt durch das Röhren herauf.

Unsere Maschinenmannschaft bestand aus einigen weichen Maschinisten, Seizer und Trimmer waren Chinesen, Neger und Mulattinnen. Halbnaht arbeiteten sie in der Glut, die Körper von unzähligen Schweißnarben oder Etünnähten entstellte, ein herabes Zeugnis, daß es nicht leicht sein mußte, da unten bei 67 Grad Disziplin zu halten.

Jetzt pfeift das Sprachrohr aus der Kammer des Alten. „Hallo, Thayer, wie steht das Barometer?“ „Fällt weiter, Herr Kapitän, alle halbe Stunden um drei bis vier Millimeter!“ Ein unbedeutendes Brungen antwortet mir, „weil, mein Barometer ist auch um vier Millimeter gefallen!“

Die Hitze nimmt immer mehr zu. Die Sonne ist kaum zu sehen, es ist, als ob der ganze blutrote Himmel über mir brennen würde.

Die Luft wurde immer undurchsichtiger, wie Schwefeldampf liegt es braunrot um Schiff und Masten, kaum sind mehr die dünnen Drähte unserer Antenne zu sehen. Unter dem Tisch im Kartenhaus raschelt und knistert es, selbst die Matten spüren die Unruhe, welche über dem Schiff liegt und pfeifen jämmerlich darauf los.

Meine Schläfen hämmern um Herberken, eine leichte Dinnung läßt das Schiff von einer Seite zur anderen rollen. Die Luft ist ein heftiger, stickiger Sod. Ich bin schlaftrig. Zu Hause ist jetzt Sonntag. Jetzt sehen sie in den aränen, erauenden Wasser der See baden in dem fahlen, erauenden Wasser der Donau... halt, doch nicht... wir sind ja tenferts der Datumsgränze, also haben sie schon Montag, sitzen in ihren Büros und arbeiten... nein, auch nicht... jetzt haben sie ja spät abends, schlafen schon, ich bin schon ganz wirr, kann keinen Gedanken an Ende denken...!

Die „Yu Shun“ heult sich zu schütteln, ein dichter Regen peitscht die Decke, zumellen treffen die Wogen das Schiff von der Seite. „Dies ist einer jener plötzlichen Orkane, wie wir ihn vorläges Jahr hier hatten!“ laßt der Erste. „Damals haben wir oben Schwein gehabt!“

Wenn die Schraube sich in der Luft dreht, v-briorie das ganze Schiff, als ob es jeden Moment abbrechen könnte. Der Rauch schlägt sich nieder und verflücht die Decke in einen schmutzigen Nebel. Der Alte kommt auf die Brücke und übernimmt selbst das Ruder, unablässig dreht sich das Rad unter seinen Händen.

Ich trage die Barometerstände in die Seektarte, die uns Bandkationen und andere Schiffe funken, um die Bahn des kommenden Taifuns bestimmen zu können. „Haben Sie schon Meldung aus Saigon?“ „Nein, Sir.“

Eine mächtige Woge schlägt über das Vorschiff,

die Speigatten sind verkippt, und unter der Last des Wassers wühlt sich die Nase in die See. „Thayer, gehen Sie mit vier Mann nach vorne, die Speigatten müssen gereinigt werden.“ „Jawohl, Sir.“

Wir kriechen zwischen den Lufen hin und her, stürzen, verschwinden in überkommenden Wogen, kriechen wieder heraus. Ich bin wieder auf der Brücke. Der heulende Orkan peitscht die Wogen auf. Meine Kniele ist wie ausgedörrt. Jetzt sitzen sie gemütlich zu Hause im Zimmer, lesen ihre Zeitungen, man wird müde, wünscht sich geruchsam eine gute Nacht und schläft dann in seinem weichen, feststehenden Bett!

„Festhalten!“ Der Rasten legt sich zu Seite, Krachen und Bersten, zwei Boote sind zertrümmert. Die Tür des Kartenhauses geht auf, unter Telegraphist kämpt sich gegen die starke Weigung und den furchtbaren Winddruck ins Innere, einen durchnähten Zettel in der Hand. „Zum Teufel, was gibt's denn schon wieder?“

„Ede.“ vom Dampfer „Glenland“, „Treiben mit havariierter Maschine, erbitten Hilfe, 115 Grad 20 Minuten Ost, 11 Grad, 10 Minuten Nord.“

„Telephonieren Sie dem Chef, er soll heraufkommen“, befiehlt der Alte.

Wir kämpfen uns über das wildbewegte, nahe Deck zur Funkenkammer. Dort wird Kriegsrat gehalten. „Was ichert das uns, wir können nichts helfen“, meint der Chef. Plötzlich tritt ein kurzes Nachlassen des Orkans ein, nach einigen Minuten beginnt sich das Schiff neuerlich auf die Seite zu legen. Das Vorschiff ist stetig von der See überflutet, niemand von den dort eingeschlossenen Mannschaften kann herauskommen. Die Deckpassagiere wurden längst im Zwischenbeck hinter Schloß und Riegel gefesselt.

Der Alte überlegt. „Funken Sie: „Yu Shun“, Kapitän Rice, kann Euch in drei Stunden erreichen. Halten volle Kraft Kurs auf Euch. Einschleppen nach Saigon 40 000 Pfund!“

Der Veler wird nun meinen, Seelenute haben sich — wie es in den Seegeschichten heißt — unter Einsehung ihres eigenen Lebens zu retten! Wenn es ohne Gefährdung des eigenen Schiffes möglich ist, werden sicher Schiffbrüchige gerettet, man verliert, an einen sinkenden Dampfer heranzukommen, um die Leute zu übernehmen. Auch mit eigener Lebensgefahr! Was aber zur Rettung des Schiffes selbst unternommen wird, muß bezahlt werden, teuer bezahlt werden! Enorme Werte stecken in Schiff und Ladung, und für das Einschleppen werden Preise bezahlt, welche oft dem Werte des Schiffes nachkommen. Jeder Kapitän oder Schiffsoffizier hofft auf diese einzige, größte Chance seines Lebens! Einmal nur einen dicken Passagier oder Frachtdampfer einschleppen, und wir haben ausgesorgt! Den größten Teil des Vergelohnes erhält der Schiffsführer, große Summen die Offiziere, außerdem große Prämien seitens der Versicherer.

Kein Wunder, daß unser Alter den schwersten Kampf seines Lebens kämpfte. Wir konnten dabei zum Teufel gehen, dann war auch seine Familie ihres Ernährers beraubt! Aber 20 000 Pfund könnte er allein gewinnen!

Jetzt hämmert's in den Kopfhörern, singt und pfeift es, während unser Dampfer, selbst nur mehr wenig von einem steuerlosen Brack entfernt, sich immer mehr zur Seite legt. „Glenland“ an „Yu Shun“, wollen nach Saigon eingeschleppt werden, nicht Dampfer verkaufen!“

„Funken Sie zurück“, befiehlt der Alte: „Sind selbst im Sturm havariert, laufen mit ganzer Kraft, um Eure Mannschaft zu übernehmen. Einschleppen 50 000 Pfund, jede Stunde Verzögerung 10 000 Pfund mehr!“

Der Kapitän der „Glenland“ funkt ohne Zögern zurück: „Bin ruiniert, wenn Angebot annehme, biete dreißigtausend Pfund.“

Wir schweigen jetzt, dampfen aber mit äußerster Kraft auf die Position zu, welche die „Glenland“ angegeben hatte. Drüben scheinen sie nervös zu werden, unaufhörlich geben sie unsere Anrufbuchstaben.

Endlich knistert es im Apparat. „Angenommen, 40 000 Pfund, zahlbar bei Einschleppen in Saigon!“ „All right“, antworten wir, „macht Trossen und Ankerketten klar.“

„Verrückte Geschichte!“ poltert unser Maschinenchef, unterdrückt aber seinen Kluch, als er den Alten auf sich zufahren sieht. „Wenn wir bei der See noch schleppen sollen, steigt uns die Kaffeemühle um die Ohren!“

„Danned!“ brüllt der Alte und hält dem Chef seine Faust vor die Nase. „Und wenn wir samt dem dreißigen Gefinbel, das wir als Ladung haben, auslaufen sollen, die Chance kommt im Leben nicht wieder. Schmieren Sie Ihre Lager gut und halten Sie den Kram zusammen, fünftausend Pfund für den Maschinenchef extra, wenn die Sache geschoben wird!“

Der Mund unseres Chefs zog sich von einem Ohr zum anderen. „Well, Sir, das is'n Wort, verdammt will ich sein, wenn ich nicht...“ und schon froh er auf allen Vieren über das schwankende Deck zum Maschinenübergang.

Wir kriechen mühsam in unseren Delröden und Gummistiefeln auf die Brücke, wo unterdeß der Zweite am Ruder stand.

„Was ist los?“ brüllt mir der Zweite durch das Geölse ins Ohr. „Wir wollen mit unserem 3000-Tonnen-Rasten, mit unserm mit Zement verformierten Köchern und der Maschine aus einem technischen Museum einen dicken Frachtdampfer der Glen-Line durch den Orkan schleppen! Unter Wig, he?“

Um fünf Uhr abends kommt die „Glenland“ in Sicht. Sie treibt quer zu den Wellen. „Das Schiff hält dicht“, funken sie, „sind aber in höchster Not. Sämtliche Boote weggeschlagen, Hauptdampfrohr gebrochen, versuchen Reparatur mit eigenen Mitteln.“

Unser Alter steht jetzt auf der Brücke. Der Sturm peitscht den Gesicht bis zu den Mastspitzen. Auch andere Schiffe befinden sich jetzt im Zentrum des Taifuns und melden uns ihre verzweifelte Lage.

„Thayer, lassen Sie die schweren Stahlseile zusammenhängeln und die Ankerkette nach achtern führen. Drüben müssen sie auch die Ketten aushängeln und unsere Stahlseile an ihre Ankerkette nehmen. Ist zwar ne mörderische Arbeit, geht uns aber nichts an!“

Ich kontrolliere die Positionslichter, schon wird es Nacht. Trüb schimmert badbord das rote Licht unter dem mit Glühbirnen besetzten Glase.

Wir liegen jetzt im Rud der „Glenland“, treiben auf sie zu. Sekunden fürchterlicher Spannung. „Maschine ganze Kraft voraus!“ befiehlt der Alte; jetzt schieben sie eine dünne Seile über unser Schiff! Zu weit, sie fällt achtern in die See. Noch eine! Wieder zu weit, endlich... die nächste verfährt sich in unseren Wanten, zwei Matrosen holen sie ein und legen sie um eine Dampwinde. An der dünnen Seile hängt eine stärkere, dann eine Trosse, dann eine schwere Stahlseile. Wir haben unsere Ankerkette nach achtern verholt, befestigen jetzt die Stahlseile an der Kette. Das schwere Gewicht der Ankerkette federt den enormen Zug unseres Dampfers beim Schleppen und verhindert das Brechen.

„Unser Positionslicht...!“ Der Erste brüllt es durch den Rarm des Sturmes und Wassers! Ich stürze ans Telefon. „Eine Stürma!“ meldet der Maschinenchef. Gerade jetzt...! Die Glühlampen verflöschen im Sturm, wir sehen den Kompaß nicht, endlich gelangt es mir, mein Feuerzeug in Ordnung zu bringen... Nordwest zu Nord... all right...!

Das Schiff gehorcht nicht, weder nach Badbord, noch nach Steuerbord, zu stark ist der Zug an der Schlepptrasse und der Druck der fürchterlichen Wogen. Der Alte tobt, knirscht mit den Zähnen, eifern steht er mit seinem Delrod draussen auf dem Brückenock im Toben des Sturmes. Endlich... das Licht geht wieder an... das Telefon läutet aus der Maschine... die Ruderpinne ist festgerammt, der zweite Maschinist steht eben gerade die Rudermaschine am Heck nach...!

Zwei Strich Nordwest... Das Ruder gehorcht immer noch nicht! „Verdammt Schmierlappen...!“ wütet der Alte auf die Maschinisten! Ich kriech mit zwei Matrosen nach dem Heck. Reglos liegen die Rollen der Rudermaschine; im Schilde einer Fackel, am Bauche liegend, sehen sie die Erschöpfung ein. Blut fließt von den Händen der Maschinisten, Schraubenköpfe und Eisenstangen hämmern gegen das widerstrebende Getriebe. Das

Stampfen am Heck war furchtbar. Drei Stoß hoch schmiß es uns hinauf, dann stürzt das Heck wieder hinab, die Wellen schlagen über uns zusammen, Wassermaßen brechen herein. Wenn wir einmal noch heimkommen... denke ich... untätig in der Gefahr zu sein, das ist das Schrecklichste, die Mechaniker arbeiten, Schweiß rinnt von ihren nassen Stirnen. Sie montieren das Getriebe ab, arbeiten methodisch und logisch... draussen brechen die Seen von allen Seiten auf das unglückliche Schiff, hinter uns hängt an der Schlepptrasse der große havarierte Dampfer... „Das Zahnrad ist gebrochen...“, alles strahlt... nicht weil die Reparatur gelungen, aber jetzt wissen wir doch wenigstens, was es ist... Ich friere zurück zur Brücke. Endlich, nach einer halben Stunde, gehorcht das Ruder, wir steuern, mühsam richtet sich die „Yu Shun“ zwischen zwei besonders hohen Wogen auf... langsam spannen Ketten und Trossen, ganz langsam kommen beide Schiffe in Fahrt. Ich stehe wassertriefend am Rasterisch, sehe den neuen Kurs auf Saigon ab, trage die letzten Bertermeldungen ein, die der Funker herüberbrückt. „Fünfhundvierzig!“ kommandiert der Alte. Langsam erhöht die Maschine ihre Umdrehungen. Wird es gelingen? Alle Augen richten sich nach rückwärts, wo in dem dunklen Gebrause der Sturmkräfte die Positionslichter der „Glenland“ schimmern. „Fünfhundvierzig!“ befiehlt der Kapitän. Mit verhaltenem Atem stehen wir da. Wenn die Schiffe einmal in Fahrt sind, ist die Gefahr des Brechens der Seile schon geringer. Ich bewundere den Mut unseres Alten, so kaltblütig mit der Umdrehungsanzahl hinaufzugehen.

Wir müssen beide Schiffe jetzt gegen die Wellen halten.

Wir denken nicht daran, Fahrt über den Grund zu machen. Wenn das Zentrum des Taifuns vorbeigezogen, konnten wir immer noch langsam nach Saigon dampfen. Jetzt galt es, die Wellen schief zu schneiden. Unsere Gesichter sind vor Müdigkeit ganz verfallen, die Augen vom Salzwasser entzündet. Durch die nassen Fenster des Kartenhauses sehen wir, wie sich das Schiff mühsam der enormen Wassermaßen erwehrt, die von allen Seiten auf das Deck herabdröhen.

Ein Stern! Ueber den Masten jagen die Wolken von dem furchtbaren Orkan gepeitscht, ab und zu glühert durch ein Loch ein Stern... allmählich werden die Brecher weniger feil. Kein Boot ist mehr ganz, alle wurden sie von den Brechern zer schlagen und zertrümmert.

Jetzt geht auch die Maschine mit der Tourenzahl herunter. „Wir können nicht fünfzig halten!“ brüllt der Chef durch das Sprachrohr.

Soweit wir sehen können, nichts als das kochende, dunkle Meer, das Brausen des Sturmes und das rote und grüne Licht der „Glenland“. Wir wissen nicht, wann die Trosse zum Brechen steif liegt, hören nur die bis zum Zerreißen gespannten Ketten auf das Deck schlagen. Wo sie aufschlagen, treiben sie tiefe Löcher in das harte Holz.

Immer wieder verstärken wir die Ketten, wo sie die Schlepptrasse halten und um die achternen Aufbauten führen. Wie die Wahnsinnigen arbeiten wir, durchnäht, zerkrümmt, blutend aus tausend Abschnürungen, immer nur den einen Gedanken im Schädel: Jetzt geht's nicht mehr um die 50 000 Pfund, jetzt geht's um Tod und Leben!

Der Erste hatte das Steuer mir übergeben, ich übergebe es jetzt dem Zweiten. Immer noch muß jeder Wellenberg scharf angesteuert werden. Heftes uns dann mit furchtbarer Wucht, muß der Bug leicht abfallen... wieder scharf gegen die nächste Woge... „Wir kommen aus der Gurke nicht heraus“, sagt der Zweite zu mir, „wenn wir morgen sieben Uhr früh noch schwimmen, zahle ich eine Runde Bier!“

Als es dämmert, sehen wir die Verwüstungen an Deck. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde über Bord gerissen, ein Chaos von verbor genen Stangen, Wanten, Stahlseilen und Tauwerk überfällt das Deck. Dicht hinter uns stampft schwerfällig, aber sauber und klar der große Dampfer der Glen-Line, von unseren Trossen gezogen.

Hunger nagt in unseren Mägen, es ist nicht möglich, etwas Heißes auf die Brücke heraufzubringen. Der Sturm wird schwächer. Man hört nicht mehr sein mildes Ried in Masten und Schlot, noch einigemal gehen einige schwere Seen über den Bug, dann schlängern wir ganz langsam mit unserm kostbaren Schleppgut durch die schwere Dinnung.

Plötzlich ein Krachen aus dem Maschinenluf, ein Zischen abströmenden Dampfes, ein Splittern, dann Totenruhe...!

Der Alte springt aus Sprachrohr. „Was ist denn nun schon wieder los?“ „Nichts“, nur die Kleinestange ist los, ein Rollen gebrochen, die Maschinen-Steuerung herausgerissen, die Rührmelle gebrochen...! das Kaffeemühle hat den Dauerdruck nicht ausgehalten...! Sonst ist nichts los...“ meldet der Chef. „Tufan vorbemaad Kawa in helvedet!“ tobt der Alte, was so ähnlich wie „Tausend verdammte Teufel in der Hölle!“ heißen soll.

Die schwere Schlepptrasse verknickt in der See, wir schlagen den Wogen des Schakels heraus und lassen die Seile losgehen, die von der „Glenland“ aufgeschloß werden. Schöne Weihnachten das!

Inzwischen steigt Rauch aus dem Schlot der „Glenland“, blickt Rauch, als ob sie ihre Maschinen in Gana gefest hätten.

„Unsere Maschine ist wieder klar!“ signalisieren sie herüber, „was ist mit Euch los?“ „Unterhalten Sie sich weiter mit ihm, Thayer“, befiehlt der Alte, aornrot im Gesicht, zieht sich in seine Kammer zurück und schlägt die Tür mit einem Krachen ins Schloß. „Sind mit unserer Maschine fertig“, funken wir hinüber, „wollen Sie uns schleppen?“

„Wienel Tonnen haben Sie?“ „Dreitausend.“ „Wir werden es für zweitausend Pfund machen, zahlbar beim Einschleppen in Saigon!“ funkt die „Glenland“. Jetzt holen wir unsere Ankerkette wieder nach vorne und befestigen die Stahlseile der „Glenland“ an unserer Kette.

Die traurige Fahrt geht weiter, nur sind jetzt die anderen vorne! Der Alte fleh sich den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr bliden. Wir haben nicht nur die 50 000 Pfund verloren, sondern mit der verdammten Schlepperei auch noch unsere Maschine zum Teufel gefant. Unser Reeder konnte jetzt nicht nur die 2000 Pfund Esterling Vergelohn blechen (sonst es ihm nicht die Versicherung zahlte, und die würde bestimmt nichts zahlen, da wir ja selbst schuld waren), sondern auch noch die Reparaturkosten! So war es auch. Der Kapitän der „Glenland“ bekam seine 2000 Pfund und unser Alter den Abfchiel! So war seine erste und einzige „Chance“ auch seine letzte geworden! Jeder Offizier bekam zehn Pfund für die Arbeit an den Trossen. So konnte sich menschenlebens meine kleine Freundin in Shanghai das „Blau-Seidene“ kaufen!

Weihnachten an Bord

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ erzählt Korvettenkapitän A. D. Freiherr v. Fortner von zwei kleinen Weihnachts-Episoden, die sich während seiner Dienstzeit in der deutschen Marine zugetragen haben und die auf das prächtigste den unübertrefflichen Humor und Mutterwitz des Soldaten und Seemanns widerspiegeln.

Traurig schauten die Zurückbleibenden stets den glücklichen Weihnachtsurlaubenden nach, wenn deren Boote vom Halbreep ablegten. Dieser erste Schmerz war aber bald vorüber, wenn der große Pfiff des Bootsmannsmaatens der Wache erklang: „Alle Mann Vorbereitung zu Weihnachten!“ Dann zog die Weihnachtsstimmung auch an Bord ein. Kunstvollen Christbaumzweigen stellten die Matrosen aus Tauwerk her, während die Heizer buntfarbige elektrische Transparente zusammenbastelten. Gewandte Maler zauberten Bilder aus dem Seemannsleben von besonderen Vorderreitnissen auf Glas und Papierbildern, und die „Dichterkolonne“ dreschte tagelang auf passenden und auch unpassenden Vergleichen herum.

Mein Burische Karl führte das Wort. Der Streiti ging um den Vers:

Zum Weihnachtsfest, da wünschen wir
„nen besser'n I. Offizier!“

Karl meinte: „Das geht nicht, wir waren süß blut noch inspuunt.“ „Heiß recht!“ entgegnete nach einiger Ueberlegung der Dichterhauptling. „Ist waren wie em dörch, daß Blatol doch nicht, in denn willn wie em to Weihnachten od grad nicht webder ärgern.“ „All right!“ doch mal id dat een beten anerns.“ — „Zum Weihnachtsfest, da wünschen wir“, dat loten wie vör so stahn, um „I. Offizier“ kann achtern od bliwen, und doch seggen wie:

Zum Weihnachtsfest, da wünschen wir
Viel Glück dem I. Offizier!“

„Kein is dat, Seirrich, so is dat ganz all right, dor kann de Mann gornichts gegen hemwen, bet möt höchstens noch einen...“

Am Morgen des Heiligen Abends mußte ich als „Weihnachtsoffizier“ noch einmal alle Transparenze überprüfen und fand keine Anststellung. Bei diesem Gange durch das Schiff drang uns aus der Kommode schon ein herrlicher Duft von Gänsebraten und Punsch entgegen.

Pünktlich um 5 Uhr nachmittag bestieg der Gewandte Pfarrer im Batteriedeck die Kanzel, die in üblicher Weise durch eine umgekehrte Backstube hergerichtet war. Wir wollten seinen Worten jetzt andächtig lauschen. Kaum hatte er aber mit der Weihnachtspredigt begonnen, als alle Blicke der Festgemeinde sich nach unten lehnten, statt sich frei und offen auf den Verkünder des Wortes Gottes zu richten. Sogar unterdrücktes Lachen hier und da vernehmbar. Ich war in der schwierigsten Lage, da ich dem Herrn Pfarrer direkt gegenüber saß, der sich nicht verlegen wurde und nach seinen „Festischen“ fühlte, aber sie waren da. Sichtbar fiel ihm jedoch die fortlaufende Unaufmerksamkeit der Gemeinde auf.

Nach dem Schlußchoral nahm er mich beiseite mit den Worten: „Herr Oberleutnant, was ist denn bloß passiert?“

„Nichts besonderes, Herr Oberpfarrer; sehen Sie sich bitte nur einmal, sobald die Leute zur Bescherung weggetreten sind, auf meinen Stuhl, dann werden Sie alles verstehen, und, wie ich hoffe, auch verstehen können.“

Auch unser guter Oberpfarrer mußte dann herz lich mitlachen, als er ein leuchtendes Transparent erblickte, das bei Beginn seiner Predigt ein stündiger Kopf genau über seinem Haupte hatte aufblammen lassen:

Liebster Jesu, wir sind hier,
Die andern sind auf Urlaub!

Der Pfarrer vergab alles. Und wir haben uns mit diesem schönen Spruch noch häufig getrübt, wenn wir an Bord gingen mußten — und „die andern“ auf Urlaub waren.

„A Merry Christmas!“

Von unserem Londoner Mitarbeiter
George Popoff

London, Weihnachten 1935.

England freut sich in diesem Jahre, sofern das überhaupt möglich ist, mehr auf Weihnachten, denn je zuvor. Der Grund hierfür ist die Tatsache, daß es heuer ganze fünf, statt der sonst üblichen bloß drei, Weihnachtsfeiertage geben wird. Denn da der 24. Dezember auf einen Dienstag fällt und nach dem dritten Feiertag ein Samstag folgt, haben die meisten Geschäftsinhaber, Fabrikbesitzer und sonstigen Arbeitgeber beschlossen, diesen Tag ihren Angestellten ebenfalls zu schenken. Und tausende von „kleinen Leuten“ werden solcherart die Möglichkeit haben, dieses Jahr zu Weihnachten einen „real Christmas Holiday“ von ganzen fünf Tagen zu feiern.

Wieder „Prosperity“-Weihnachten,
wie 1929!

So etwas hat es das letzte Mal bloß vor sechs Jahren, zu Weihnachten des „Prosperity“-Jahres 1929, als der Heilige Abend auch auf einen Dienstag fiel, gegeben. Ist das ein gutes Omen? Ist England heute, an der Schwelle des Jahres 1936, zurück „Prosperity“ von 1929 gelangt? Gewahrt man den unerhörten Trubel, der heute zu Weihnachten hier herrscht, so könnte man es fast glauben. Es ist jedenfalls sehr viel Geld vorhanden und sehr viel Geld wird ausgegeben. Auf allen Gebieten sind wiederum Prosperity-Merkmale aufgestellt worden. Während der ersten zwei Wochen des Dezember, des „Christmas Shopping“-Monats, ist die im Umlauf befindliche Geldmenge um nahezu 40 Millionen Pfund Sterling größer gewesen, als zu Weihnachten vorigen Jahres. Die großen Warenhäuser auf Oxford Street und Brompton Road, ebenso wie die exklusiveren Geschäfte auf Bond Street und Regent Street sind alle von Käufern brechend voll. Und wenn es wahr ist, was die Manager sagen, so werden in diesem Jahre nicht nur mehr, sondern auch teurere Waren, als in den letzten Jahren gekauft. Der Engländer ist ja von Natur aus großzügig und pflegt zu Weihnachten Gott und die Welt zu beschenken.

Englische Weihnachts-Invasion
nach dem Kontinent

Der allgemeinen Prosperitäts- und Freude Stimmung paßt sich auch das Wetter an. In diesem Jahre soll es, wie die Londoner „Weatherfirm“ Jamra und Negretti mitteilt, zum ersten Mal seit vielen Jahren in England wieder „weiche Weihnachten“ mit Kälte, Frost, Schnee, Eis und allen erdenklichen Winterfreuden geben. Ein Teil der Engländer verhält sich jedoch, durch Jahrhunderte lange Erfahrungen eines anderen belehrt, dieser Prophezie etwas frostig gegenüber, und wer es sich nur leisten kann, fährt während der Weihnachtsfeiertage zum Wintersport nach dem Kontinent. Die meisten Leute gehen nach der Schweiz und nach dem österreichischen Tirol, das in den letzten Jahren sehr in Mode gekommen ist. Eine erstaunlich große Anzahl von Briten begibt sich aber auch, wie der Pressenmanager der Railway Companies Association mitteilt, nach Deutschland, wohin viele Engländer nicht nur die Winterfreuden, sondern auch die Neugier, das interessante „Nazi-Germany“ einmal mit eigenen Augen zu sehen, treibt. Der Engländer geht, in Kürze gesagt, wieder auf Reisen. Zu Weihnachten 1935 wird der europäische Kontinent eine förmliche britische Invasion erleben. Und wenn das nicht ein Zeichen zurückförender Prosperität ist, was ist es dann?

Christmas Cards und Carol Singers

Weihnachten ist in England im Grunde genommen genau das gleiche Familienfest wie in Deutschland. Bloß mit einigen Abweichungen in den äußerlichen Formen, die die Traditionen und Sitten der Jahrhunderte hervorgebracht haben. Die vorbildliche englische Familie ist nach alle-

meinem Urteil die königliche Familie. Daher gilt auch alles, was die königliche Familie zu Weihnachten tut, die Mehrzahl der Nation als tonangebend. Da ist zunächst die Sitte des Shopping, des Einkaufs. Die Königin „goes shopping“ frühzeitig und tut es reichlich, also tun es auch alle anderen. Und einer besonderen Gunst erfreuen sich natürlich diejenigen Väden, in denen man die Königin hat einkaufen sehen. Das Königspaar und sämtliche Mitglieder der königlichen Familie verenden zu Weihnachten an ihre Verwandten und Freunde „Christmas Cards“, die das „Merry Christmas“ und das „Happy New Year“ zugleich wünschen. Und besonders reichen Absatz finden dabei jene Christmas Cards, von denen die geschäftstüchtigen Verkäufer behaupten, daß sie „die Wahl des Königs oder der Königin“ wären. Zu den volkstümlicheren Sitten gehört das Choralsingen von Schulkindern auf den Straßen der Städte und Dörfer in der Woche vor Weihnachten und zu Weihnachten selbst. Oft sind es bloß Bettelkinder, winzige, zerlumpte, schmutzige Knirpse, die draußen auf den Straßen in Kälte und Nebel frierend stehen und mit piepfenden Stimmen ihre Weihnachtslieder singen. Aber in manchen Dörfern gehen als Carol-Singer in weiße Kittel gekleidete Chorknaben der verschiedenen Kirchen von Haus zu Haus und erschaffen durch ihren lieblichen und wohlgeschulten Gesang nicht nur das sentimentale Weihnachtslied, sondern auch das Ohr des im allgemeinen garnicht so unmusikfischen Briten. Das Repertoire der Carol-Singer ist ein recht kleines. Gewöhnlich hört man kaum mehr als die bekannten drei englischen Weihnachtslieder: „Hark, the Herald Angels sing“, „Good King Wenceslas“ und „While Shepherds watch their flocks by night“. Aber es sind schöne Lieder. Und man wird nie müde, sie immer und immer wieder anzuhören.

Mittelzweig, Truthahn, Plum-
pudding und Luftballons

Der Heilige Abend, der Christmas Eve, hat für den Engländer nicht ganz die tiefe Bedeutung wie für den Deutschen. Die eigentliche Weihnachtsfeier findet am Abend des 25. Dezember statt. Und die ganze Feier ist mehr auf Lustigkeit, auf „make merry“, als auf Andacht

und Frieden eingestellt. Im sitting room der meisten englischen Häuser steht allerdings der deutsche Tannenbaum, den Prinz Albert, der Prinzgemahl der Queen Victoria, in England eingeführt hat. Aber er wirkt in der Nähe des englischen Kamin irgendwie fest am Platz. Und einen viel natürlicheren und englischeren Eindruck machen die Stachelpalmen mit den spitzen, dunkelgrünen Blättern und den lustigen roten Beeren, mit denen die Zimmer geschmückt sind, und der etwas hellere Mittelzweig-Strauch mit den weißen Beeren, der über der Tür oder mitten im Zimmer unter dem Kronleuchter hängt und zur Ausübung der traditionellen Auf-Sitte einlädt. Nach dieser althergebrachten Sitte steht es bekanntlich am Weihnachtstage jedem Jüngling frei, jedes junge oder auch ältere Mädchen, das zufällig unter dem Mittelzweig stehen sollte, zu umarmen und zu küssen; dabei hat der junge Mann jedes Mal eine der weißen Beeren vom Busch zu pflücken; sind diese abgepflückt, so hört hiermit auch das Kussprivileg auf. Doch wer ist kleinlich genug, die Beeren zu zählen und die Kisse...

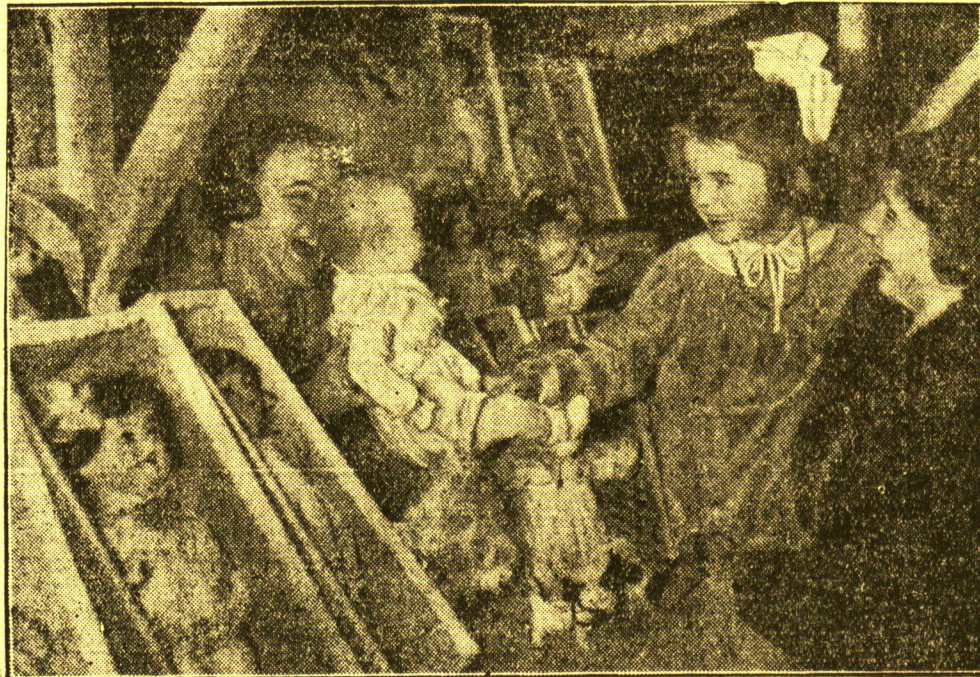
Anderer, prosaischer eingestellter Gäste lauern weniger auf die „zufällig“ unter dem Mittelzweig stehenden jungen Damen, als auf den Gong, der zum Christmas-Dinner einlädt. Er ist der Höhepunkt der Feier, und sein Höhepunkt wiederum ist der Truthahn, der „Turkey“, der hier zu Lande die Stellung unserer biedereren Martingans einnimmt. Die meisten Engländer verstehen dieses stets etwas zähe und fade Tier (das nur mit einer Füllung von Gänselebern und Trüffeln einigermaßen genießbar ist) nicht zuzubereiten. Aber in der Herstellung des Plumpuddings, der nachher folgt, sind sie in der Tat wahre Künstler. Für kontinentale Mägen ist er allerdings nur schwer verdaulich. Aber John Bull, der schon ganze Kontinente aufgegessen und sich dabei noch nie überreißt hat, bekommt sein heimatlicher, mit Erzeugnissen aller fünf Erdteile gefüllter Plumpudding ganz ausgezeichnet. John Bull ist zum Schluß des Abends, nachdem er noch etliche Gläser schweren englischen Bieres, prickelnden Champagners und alten Portweins genossen hat, in heiterster Stimmung. Er stülpt sich eine bunte Karnevals-Mütze auf den Kopf, setzt sich auf die ohnedies leicht gerötete Nase eine noch rötlichere Papiernase auf, läßt mit Hilfe seiner teuren, an-

genehmen Wohlgeruch verbreitenden Cigarren einige Luftballons plätschen, bläst auf einer Mundtrompete, tanzt mit einer Drehmühle und ruft all den vielen Verwandten, Freunden und Bekannten, die an seinem reichbesetzten Weihnachtstisch sitzen, seinen munteren englischen Weihnachtsgruß zu: „A Merry Christmas to you!“

Eine alte Oxforde Weihnachts-Sitte

England, das Land der Traditionen, ist natürlich auch reich an allerhand altertümlichen Weihnachtsitten, die allerdings nicht von der großen Volksmenge befolgt, aber in manchen alten Schulen und Colleges und in den Farmhäusern und Schlössern der entlegeneren Grafschaften mit großer Feierlichkeit und Einhaltung allerhand schrulliger Zeremonien begangen werden. Zu diesen gehört die, wie man behauptet, fast 1000 Jahre alte Sitte des feierlichen Hereintragens des Oberkopfes, „The Boar's Head“, die alljährlich am Weihnachtstage in einem der ältesten Oxforde Colleges, in Queens College, ausgetrieben wird. Diese Sitte, die früher in ganz Nordengland üblich war, ist vorwiegend skandinavischer Ursprungs und geht auf das alte wikingische Freya-Fest zurück, das zur Weihnachtszeit gehalten und bei dem stets ein Eber zu Ehren des Gottes geopfert wurde. Die Geschichte von Queens College gibt jedoch eine andere Erklärung für den Ursprung ihrer Weihnachtsitte. Vor mehreren hundert Jahren, so wird erzählt, wanderte ein Student von Queens College im Vorhof des Oxforde gelegenen Walde von Shotover und las fleißig in seinem Aristoteles, als er plötzlich von einem Eber, der mit offenem Maul auf den Studenten zuraste, angegriffen wurde. Der finstige Scholar verlor aber nicht die Geistesgegenwart. Er stieß dem wütenden Tiere mit den Worten „Graecum est“ seinen Aristotelesband ins Maul und entging so der Todesgefahr. Diese Szene ist jedenfalls auf vielen alten Silberbeschern und Tellern von Queens College abgebildet.

Der Oberkopf, der eigentlich gar kein Oberkopf, sondern lediglich eine Fleischpattie in Form eines Oberkopfes ist, wird vom Oberhof des Queens College bereits mehrere Tage vor Weihnachten zubereitet und stellt ein kunstvolles Gebilde mit einer Orange im Maul und umgeben von vielen kleinen Fährchen, Wappensteinen, Blumen und anderen Zieraten dar. Um 6 Uhr abends am Weihnachtstage versammeln sich die Professoren, die Studenten und die eingeladenen Gäste in der großen altertümlichen Speisehalle des Colleges. Der Provost sagt zuerst das vorgeschriebene lateinische Gebet: „Benedic Nobis, Domine Deus, et hic donis quae libertate tua sumpturi sumus, per Jesum Christum Dominum Nostrum. Amen.“ In der Zwischenzeit kommt von der Gegend der Küche her, quer über den College Hof, die Prozession mit dem Oberkopf. Voran schreiten Trompeter und der Chor der Sänger, hinter ihnen die Diener, die den mitunter fast 100 Pfund schweren Oberkopf auf einem riesigen silbernen Tablett auf ihren Schultern tragen. Einer der Trompeter bleibt an der Tür der Speisehalle stehen und bläst zweimal ein besonderes Signal, das im Queens College seit jeher, anstelle des in den anderen Colleges üblichen Gong oder Glockengeläutes, den Beginn der Mahlzeit ankündigt. Dann singt der Chorus den Weihnachtschoral: „Caput apri defero, Reddens laudes Domino.“ Zum Schluß kommen sie alle singend herein, und auch die Diener, die den Oberkopf tragen, fahren fort, während sie langsam durch die Halle schreiten, fromme Weihnachtslieder zu singen. Nach Beendigung des Gesanges wird der Oberkopf feierlich auf den Tisch gestellt. Der Provost nimmt vom Oberkopf all die verschiedenen Fährchen, Wappen, Blumen und anderen Verzierungen und schenkt sie dem Chorungen, wobei der Vorfinger die Orange aus dem Munde des Ebers erhält. Hiernach entfernen sich die Sänger und Trompeter. Die Professoren und Studenten beginnen nun mit ihrem Christmas-Dinner. Der Oberkopf wird verpfeift. Und in der riesigen alten, mit dunklem Holz getäfelten Halle des Colleges ertönt alsbald das lustige Sprechen und Lachen der Studenten und ertönen dieselben alten Lieder, die in dieser ehrwürdigen Halle schon vor Jahrhunderten gesungen worden sind...



„Die ist schön — die möchte ich haben!“

Ein reizendes Bild von der großen Deutschen Weihnachtschau auf dem Messelgelände am Berliner Funkturm.

Weihnachtsklänge im Urwald

Von Joachim Seegert

Am 24. Dezember 1930 war es, als ich — hart an der Grenze Bolivians — auf brasilianischem Boden meinem Gattfreund zum Abschied die Hand drückte. Viele Tage hatte ich auf seiner Fazenda zugebracht, die einsam am Rande eines großen Wald- und Sumpfbereiches lag. Trotz der urwäldigen Lebensweise waren es herrliche Tage gewesen, die wie im Fluge bei ernster Arbeit und fröhlicher Jagd vergingen. Gern hätte ich den Heiligen Abend unter vertrauten Menschen verbracht, doch sie würden „das Fest der Kinder“, wie dort draußen Weihnachten genannt wird, ganz anders feiern, als es der Nordländer gewohnt ist. Zudem war am Tage vorher ein gewaltiger Wolfenbruch niedergegangen, das Vorzeichen der hier gewöhnlich etwas verspätet einsetzenden Regenzeit. Wollte ich also noch platt mit meinem Wagen durch Sumpf und Urwald kommen, war es höchste Zeit zum Aufbruch. Viele tausend Kilometer hatte noch vor mir bis Sao Paulo, wo ich im März wieder eintreffen wollte. War die Herbstzeit reich an Strapazen gewesen, so standen mir jetzt größere bevor, wenn ich den festen Grund unter den Rädern verlor...

Zwei Leguas, vierundzwanzig Kilometer, waren es bis zum Rio Macaco. Somit ein kleines Bächlein, wurde er erfahrungsgemäß zum reisenden Fluß, wenn sein tief eingeschnittenes Bettchen die Wasser der Regenzeit aufzunehmen hatte. Der Gattfreund wußte, daß die Überwindung dieses Hindernisses dafür ausschlaggebend war, ob ich meine erste Etappe, das Städtchen Poconé, erreichte. Gießbereit, wie die Leute dort in der

Einbde sind, gab er mir zwei Indianer mit, die mich durch das sumpfige Vorland und die Furt bringen sollten.

Lustig hockten die beiden braunen Burschen mit meinem Regenschirm zusammen auf dem Gepäc, und in schneller Fahrt kamen wir an den Sumpfgürtel des Flußrandes. Ich kannte den Weg und die Furt genau, und wir legten die Ketten an die Hinterräder. Mit dem zweiten Gang würden wir die schlüpfrige Unterlage schon hinter uns bringen. Nicht umsonst hatte ich im Pantanal von Mato Grosso so manche hundert Kilometer zurückgelegt. Bei diesem Autofahren sammelte man so seine Erfahrungen...

Die eingelegte Erholungspause, bei der die Indios und der Schwärze mit Genuß die gestifteten Zigaretten rauchten und noch letzte Wichtigkeiten des Urwaldes vor dem Abschied austauschten, war vorüber. „Alle Mann auf den Posten!“ — und los ging es. Schon waren wir auf hundert Meter an der Furt heran und durch alle Fährnisse hindurch, als der Wagen mit mir in einem tiefen Moorloch verschwand, das der Regen ausgehöhlt hatte. Man hatte diese Falle nicht sehen können, weil ohnehin alles feucht und unter Wasser stand. Ein paar gluckende Töne waren das letzte Lebenszeichen des Motors. Ein Ventil schien durch die plötzliche Abkühlung gerissen. Das hieß, in die dortigen Verhältnisse verfehlt, Verlust von Wochen. Der Wagen mußte nun mit Ochsen nach Poconé geschleppt werden, denn erst dort konnte ich hoffen, ihn einigermaßen wieder instand zu setzen.

Man flucht dort hinten als Europäer gewohnheitsmäßig, wenn man auch verdammt wenig damit ändern kann. Indes hat man sich mit derartigen Vorkommnissen schon zu oft abfinden müssen, um sie allzu tragisch zu nehmen. Mein Boy war zuverlässig, und ich konnte ihm den Transport des Wagens per Ochse wohl anvertrauen. Ich selbst hatte keine Lust, langsam das Steuer zu drehen, während drei Joch Ochsen die Last nach Osten zogen. Zudem wollte ich unbedingt am ersten Feiertag einen Vater auf seiner Missionsstation besuchen. Zunächst also zurück zu der erst vor Stunden verlassenen Fazenda! Zu Fuß ging es erheblich langsamer als vorher. So stand die Sonne schon tief am Himmel, als ich dem Gattfreund von meinem Mißgeschick berichtete, alles wegen des Ochsentransportes besparrt und ihn nun um zwei Pferde und einen Begleiter zum Ritt durch die Nacht bat.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang trafen wir zwei dann den bekannten Weg entlang. Länger und länger malte die Sonne unsere Schatten auf den Weg, um dann plötzlich hinter uns zu verschwinden. Die Augen hatten sich schon an das Dunkel gewöhnt, als wir an dem verunkelten Wagen vorbeikamen und bald darauf am Rande des Wassers standen. Die Stunden der Verzögerung hatten den Fluß schon gut hundert Meter breit werden lassen und allerhand unerfreuliche Sachen trieben auf dem Himmel talab. Mein Indio machte sein bedenkliches zur Verfügung stehendes Gesicht und erzählte von Krokodilen, Piranhas (Maußfischen) und wild gewordenen Riesenfischlingen, die alle Hunger auf frisches Menschenfleisch hätten. Der langen Rede kurzer Sinn war, die Nothaut wollte nicht mit hinüber ans andere Ufer, wollte lieber zurück zum feierlichen Abendessen eines frischgeschlachteten Weihnachtsschens und zur trocknen hängenden Schlafmatte. Doch ich war leider anderer Ansicht. Allerdings machte auch mich stuhig, daß die Pferde

nicht in das Wasser wollten. Ihrer Bitterung traute ich mehr als den Beteuerungen meines Indio, aber dennoch — nicht zum zweiten Male wollte ich die Weiterreise ausgeben.

Kurz entschlossen sprang ich aus dem Sattel, band die Kleider mit dem wenigen Gepäc zu einem Bündel und machte mich unbekleidet auf den Weg ans andere Ufer. Und es ging. Wohl stand mir das Wasser oft bis an den Hals, doch trocken war ich den Wästen drüben in die Büsche. Nun merkte wohl auch der braune Gefährte, daß die Krokodile schon schlafen gegangen waren, und machte mit. Bald sahen wir — wieder zurückgekehrt — nach auf den Pferden und machten ihnen mit einer Gerte aus wildem Bambus, der sich durch lange Stacheln auszeichnet, ihre Pflicht verständlich...

Der Mond beleuchtete unsere Toilette am anderen Ufer und sah zu, wie wir wieder in die Sättel kletterten. Im hohen Gras des Pfades flirrten die biereisernen Sporen zum flotten Trab; es klang durch die Nacht wie leise Weihnachtsglocken aus der Heimat...

Flußufer unter dem Weihnachtsbaum

Ein über 14 Meter hoher Weihnachtsbaum wurde kürzlich von den kanadischen Rocky Mountains nach Dunvigan am Peace River befördert. Dort findet zu Weihnachten auf einer großen Wiese vor der Stadt die Weihnachtsfeier einer kanadischen Sekte, der sogenannten „Fichtläufer“, statt. Zum Fest behängt man den Weihnachtsbaum dort mit kleinen Gaben für die neuen Mitglieder der Sekte, zündet seine Lichter an und taucht sodann im Schatten des strahlenden Baumes die neuangewonnenen Mitglieder der Sekte. Fürwahr eine merkwürdige Weihnachtsfeier!

Betrache Lupu sprach mit Gott

Der Heilige von Maglavit — Es geschehen Zeichen und Wunder...

In der letzten Ausgabe der „Königlichen Zeitung“ erzählt der Buletter Mitarbeiter des Blattes, E. C. Gruber, von den seltsam-wunderbaren Geschehnissen, die sich in Maglavit, einer kleinen entlegenen Ortschaft Rumäniens, zugetragen haben und in deren Mittelpunkt der Hirte Petrasche Lupu steht.

Die rumänische Bevölkerung ist seit Monaten von einem religiösen Erlebnis ergriffen: dem Glauben an die Sendung des Hirten Petrasche Lupu aus Maglavit, dem am Pfingstsonntag der Heilige Gott erschienen sein soll. Die Geschichte sprach sich von Mund zu Mund, und gerade, weil sie so ungläublich ist, wurde sie mit Begeisterung geglaubt. Der orthodoxe Rumäne klammert sich gern an solche Dinge, denn seine Frömmigkeit hängt an Menschenlichem. Durch die Presse wurde das „Wunder“ von Maglavit im ganzen Lande bekannt. Die Kirche verhielt sich zuerst ablehnend, sie vermutete in Petrasche Lupu einen Schwindler, und manche Stellen forderten sogar zum Einschreiten gegen den frommen und wunderthätigen Hirten auf. Aber das Volk hatte sich schon für Petrasche Lupu entschieden und gegen die Masse der Gläubigen konnte auch der hohe Klerus nicht aufkommen.

Maglavit ist ein kleines, unscheinbares Nest in den Donauniederungen von Galatzi; arme, einfältige Leute, die am Leben schwer genug zu tragen haben. Unter ihnen lebte ein einfacher Hirte, Petrasche Lupu, ein gutmütiger Bursche von etwa 24 Jahren; sorgsam hütete er die ihm anvertrauten Schafe. Zwar schätzte die Leute über ihn manchmal den Kopf, denn er hat eigene Ansichten; aber das ist bei Hirten oft so. Stundenlang saßen sie, auf ihren Hirtensäbel gestützt, den Schafweiden mit der Felleite nach und um die Schulter geworfen, und schauten unermüdet in die weite Welt. Tiefe Einsamkeit ist um sie her: der Himmel, die ziehenden Wolken, das Getier auf der Erde und in der Luft, das Rauschen der Bäume. Abends dann, wenn die Herde verloscht ist, steigen die Wunder des Sternenhimmels auf und bestrahlen Petrasches Seele. Glühende, glitzernde Sterne stehen ungezählt auf dem schwarzen Nachthimmel. Hinter ihnen aber wohnt Gott.

Der den Heiligen Gott einmal haben könnte! Am Pfingstsonntag geschah das Wunder: Petrasche sah den Heiligen Gott. Es war in der Kirche. Der Pope hatte gerade seine Predigt beendet, die Sänger auf dem Chor sangen wunderhübsch. Es war Petrasche, als hörte er Enkelstimmen. Er selber war in tiefem Gebet versunken. Und siehe, als der Pope die Gemeinde segnete, da sah Petrasche über dem Kirchenaltar das Antlitz eines alten Mannes, dessen Auge krenn und doch voll Güte auf ihn gerichtet war. Dieser Blick durch den Hirten zu Boden, als hätte ihn der Blick getroffen. Da wachte Petrasche, daß er den Heiligen Gott gesehen hatte.

Einige Tage später auf der Weide erschien Gott dem Hirten noch einmal und sprach mit ihm. Der Hirte, der in Unbestimmtheit auf den Boden gesunken war, hörte deutlich die Worte des Herrn. Und als Petrasche Sonntag wieder in die Kirche ging, da schritt er aufrecht und selbstbewußt dahin, so daß er den Leuten auffiel und die Frauen meinten, von dem Hirten gehe ein eigentümliches Strahlen aus. Bald hatten auch die Leute aus dem Munde der Angehörigen die Geschichte Petrasches Lupus vernommen.

In jener Zeit wurde Petrasche der Heilige von Maglavit.

Als bald setzte die Legendenbildung ein. Einmal Tages kam eine alte Frau zu Petrasche Lupu. Das Weib war blind. Der Hirte breitete aber die Hand über sie aus und sprach zu ihr. Da war sie lebend. Oder: Einem breithaftigen Mann hatte Petrasche Lupu so gründlich geheilt, daß er ohne Stütze nach Hause gehen konnte, und ein Mädchen, das seit Jahren stumm war, brachte gurgelnde Laute hervor, als sie Petrasche sah, und noch am selben Tag sprach sie wie jeder normale Mensch.

Nach einem andern Bericht hielt einst ein Kraftwagen vor der heidenden Hütte des Hirten. Darin saß ein hoher Offizier, der den Auftrag hatte, Petrasche Lupu nach der nahen Kreisstadt Craiova zu bringen, wo ihn die Ärzte untersuchen wollten. Der Motor des Wagens hatte bis dahin tadelloso gearbeitet; als aber Petrasche den Wagen bestieg und der Fahrer den Motor wieder anspringen lassen wollte, da versagte das Ding, und der Kraftwagen konnte nicht weiter. Alle Bemühungen des Fahrers waren vergeblich. Da wurde Petrasche gebeten, wieder auszusteigen, und der Motor sprang an; im Nu kante der Wagen davon. Gott — so sagen die Leute — wollte die Entführung Petrasches auf diese Weise verhindern; der Hirte habe in der Hölle nichts zu suchen. Er gehöre dem Volk, dem „kleinen Mann“.

Maglavit ist in wenigen Wochen der bekannteste Ort Rumäniens geworden. Aus allen Endesteilen strömen die Leute herbei. Aus der Moldau, aus dem fernen Bessarabien und aus Bessarabien kommen sie, das Bähnlein nach Maglavit ist Tag für Tag zum Brechen voll: Hunderte von Automobilisten lenen die Bauern mit ihren Planwagen zurück. Sonderzüge werden einachelt, wacklige Autobusse rumpeln über die staubige Landstraße.

Der weite Platz vor dem Dorf, auf dem Petrasche einst die Schafe weidete und wo ihm Gott erschienen war, ist ein unabsehbares Heerlager. Da kampieren die Leute, Rehtausende und darüber, tage- und nachtelang, zünden Feuer an, drängen immer mehr zueinander, denn der Zutrom nimmt ständig zu. Wer sich ein Plätzchen zum Ausruhen gesichert hat, ist heilfroh. Mitten unter den gesunden Menschen liegen die Kranken, die Breithaften, Leute mit ankündenden Krankheiten, offenen Wunden, Tuberkulose, Entlepten, Quetsen, Kinder mit verkrüppelten Gliedmaßen. Munde und Stimme, ein ungeheures Lärm ohne Worte, ohne sanftes Vorlehen, ein armes, verlassenes Volk in seiner feilschen und körperlichen Pein. Und trotz aller Mühsalen und Entbehrungen unbekümmert um die lauernden Gefahren der Ansteckung, bleiben die Leute hier tagelange, wochenlang, beten, opfern, alauben, hoffen und geloben ein besseres Leben.

Nach einer bangen Nacht bricht der Morgen an. Die Kranken werden nach vorn zum Gnadenort getragen, wo ein paar landesübliche Kreuze errichtet sind und auf Golgestellen ungezählte Kerzen brennen. Dahinter stehen die Gläubigen, Schulter an Schulter, Reht hinter Reht, an die sechzigtausend

Menschen. Auf einem Schild wird der Hirte Petrasche durch die Menge getragen. Er ist in Nationaltracht gekleidet, an den Hüften trägt er Bundeschübe. Sein Aussehen enttäuscht, im Gesicht hat er einen dumpfen, verkrampften Ausdruck. Auch seine Sprechweise ist keineswegs übermäßig. Aus seinen Worten strahlt aber eine seltene Kraft des Glaubens, die die Leute mitreißt und bannet.

„Seid gläubig und haltet die Gebote Gottes! Stehet nicht und betriegt nicht Euren Nächsten! Wandelt in Gottesfurcht auf Erden und schwebt, daß Ihr Euch bessern wollt!“

Und sechzigtausend Menschen schwören es auf das Geheiß des Hirten.

Der Hirte spricht von einer Art Kanzel. Auf dem Gelände sind seit kurzem Bausprecher angebracht und vor Petrasche steht ein Mikrophon. So beschleunigen die Fortschritte der Technik die Worte des Wundermannes. Nach der Predigt schreitet Petrasche die lange Reihe der Breithaften und Kranken ab und legt ihnen die Hand auf. Die ungebürdige Volksmenge umdrängt ihn; die zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellten Gendarmen sind machtlos; sie können nicht verhindern, daß dem Hirten die Kleider buchstäblich vom Leibe gerissen werden, denn jeder will ein Stück des „Heiligen“ Gewandes besitzen.

Die Bewohner von Maglavit machen aus gezeichnete Gesichte. Das Nächtigen in einem Bauernhaus kostet mehr als in einem guten Stadthotel, eine Schlafstelle im Hof wird mit 60 Lei (3,60 Lit) berechnet; wer in der Nähe des wunderthätigen Hirten schlafen will, muß dafür 100 Lei (6,00 Lit) bezahlen. Ein Laib Schwarzbrot ist dreimal so teuer wie in Bukarest. Groß ist der Mangel an Getränken. Mit den Postkarten des Hirten wird ein schwungvoller Handel getrieben. Täglich kommen Hunderte von Briefen, zwanzig, dreißig Postanweisungen mit Petraschen, die zwischen 40 Lei (2,40 Lit) und 6000 Lei (360 Lit) schwanken. Die Leute bringen in den Briefen die seltsamsten Anliegen vor. Einem Bauer ist die Kuh krank geworden, Petrasche soll bei Gott die rasche Heilung veranlassen; die Fürbitte bezahlt der Mann mit 20 Lei. Eine besorgte Mutter bittet für ihr krankes Kind: ein Schulmädchen, das schlechte Noten hat, weiß sich keinen andern Ausweg als ein Bittschreiben an den „Heiligen“ von Maglavit, er möge ihr helfen. Der Generalsekretär eines großen Industrieunternehmens schreibt: „Lieber Petrasche! Ich habe Dir mit gleicher Post eine Geldanweisung ge-

menge umdrängt ihn; die zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellten Gendarmen sind machtlos; sie können nicht verhindern, daß dem Hirten die Kleider buchstäblich vom Leibe gerissen werden, denn jeder will ein Stück des „Heiligen“ Gewandes besitzen.

Das heilige Abenteuer

Tragik und Romantik der Kreuzzüge

Der letzte Paramount-Großfilm behandelt das gewaltige Geschehen des dritten Kreuzzuges. Der Film, der unter der Regie von Cecil de Mille entstanden ist, gelangt dieser Tage in einer Reihe von Lichtspielhäusern zur Aufführung.

Im Jahre 1095 rief Papst Urban II. auf einem Konzil zu Clermont die Christenheit zu einem Feldzug zur Befreiung des heiligen Grabes; damit begann das Zeitalter der Kreuzzüge. Nach 200 Jahre hindurch zogen in vielen großen und kleineren Kreuzfahrten Hunderttausende von Kämpfern aus dem Abendland nach Syrien und Palästina. Von ihnen gingen viele Tausende schon auf dem Wege durch Ungarn und den Balkan zu Grunde. Ganze Heere wurden in den Kämpfen gegen die islamitischen Reiche Kleinasiens aufgeföhrt und vernichtet. Der heilige Krieg auf dem Boden des gelobten Landes forderte Jahr für Jahr einen ungeheuren Blutopfer. Kaiser und Könige, Grafen und Herzöge, Bischöfe und Mönche, Ritter, Bürger und Bauern nahmen das Kreuz und widmeten damit ihr Leben dem Kampf für die Befreiung der heiligen Stätten. So floß ein unaufhörlicher Strom von Krieger und kampfbereitester Männer nach Osten. Jahrhunderte hindurch beherrschte die Kreuzzugs-idee die Geisteswelt des Mittelalters. Dies ist um so erstaunlicher, als nach den ersten großen Erfolgen des ersten Kreuzzuges die weiteren Kreuzfahrten meistens Mißerfolge brachten.

Im Jahre 1099 wurde die heilige Stadt erobert und das christliche Königreich Jerusalem gegründet. Schon im Jahre 1187 ging dieses Reich bis auf einen einzigen festen Platz an der Mittelmeerküste, Tyrus, an den kriegerischen Sultan Saladin verloren. In seiner Wiedereroberung wurde 1189 der Kreuzzug unter Führung des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa unternommen. Aber nachdem dieser große deutsche Herrscher schwere Kämpfe in Kleinasien siegreich bestritten hatte, erkrankte er, ehe er das heilige Land erreichte, im Fluße Salef. Sein Tod ist das größte unter den vielen Opfern, die die Kreuzzugs-idee forderte. Er brachte zugleich die Gewißheit, daß dieses gewaltige Unternehmen zum Scheitern verurteilt war. Zwar wurden von den Kreuzrittern mit großer Zähigkeit und ungeborenem Opfermut die Kämpfe fortgesetzt; Affen und die meisten Küstenplätze wurden noch einmal erobert und blieben dann noch etwa hundert Jahre in der Hand der Kreuzfahrer. Aber die Eroberung Jerusalems durch das Schwert gelang nicht mehr. Kaiser Friedrich II. erreichte wohl im Jahre 1229 durch Verhandlungen mit dem Sultan Al Kamil die Abtretung Jerusalems und eines Teiles des heiligen Landes auf friedlichem Wege, aber schon 1239 wurde Jerusalem von den Moslims wieder zurückerobert. Dem mächtigen Tempel-Orden gelang es dann noch einmal im Jahre 1243, einen islamitischen Machthaber zur Abtretung der heiligen Stadt zu bewegen. Im

darauffolgenden Jahre schon ging sie wieder an den Islam verloren. Auch alle anderen christlichen Stützpunkte mußten in den folgenden Jahren aufgegeben werden. Zuletzt fiel 1291 nach tapferer Verteidigung Akkon. Damit war nach fast zweihundertjährigem Kampfe und unendlichen Opfern die endgültige Ergebnislosigkeit der Kreuzzüge besiegelt. Sie waren ein heiliges und ritterliches Abenteuer von gigantischem Ausmaße.

Man mag diese ungeheure Verschwendung der besten abendländischen Kraft bedauern, als historische Erscheinung sind und bleiben die Kreuzzüge einzigartig und unvergleichlich. Die treibenden Elemente in dieser Zeit des Mittelalters hohe Religiosität und kriegerischer Geist kommen in ihnen in enger Verbindung zum Ausdruck. Noch ehe sich die Nationen vollständig ausgebildet haben, tritt hier in der gegen den Halbmond kämpfenden abendländischen Mitternacht der europäischen Gemeinschaftsgefühle zum erstenmal deutlich in Erscheinung. Die Voraussetzungen für diesen Gemeinschaftsgeist waren der gemeinsame christliche Glaube und das Zusammengehörigkeitsgefühl, das den abendländischen Völkern aus dem eintönigen Bestehen der karolingischen Universalmonarchie als Vermächtnis geblieben war. Unter diesen geistlichen Bindungen fanden sich die Völker und Stämme vom Mittelmeer und der Nordsee bis zur Uria, von der Elbe bis zu den Pyrenäen zum gemeinsamen Kampfe im fernen Lande der Ungläubigen zusammen. Die Völker, die die Hauptkontingente zu den Kreuzfahrten stellten, Deutsche, Franzosen, Engländer und Italiener, sind auch in der Folgezeit die Träger der europäischen Entwicklung und der europäischen Geschichte geworden. Die Kreuzzüge fallen in die Ruhezzeit dieser Völker; sie haben zur Veranldung und Absonderung der Nationen wesentlich beigetragen. Die materiellen Vorteile, die durch die Kreuzzüge vom Abendland erzwungen wurden, wiegen (von Genua und Venedig abgesehen) die Verluste bei weitem nicht auf. Aber die geistige Förderung und Schulung des Abendlandes durch die Kreuzzüge ist unermesslich und findet in der folgenden Blüte von Kunst, Literatur und Wissenschaft, der beteiligten Völker ihren unvergänglichen Ausdruck. Als gemeinsames Gut brachten sie die Kultur und Geist des Mittelalters in die Heimat, das den nächsten Jahrhunderten seinen Stempel aufdrückt. Märchen, Legenden und Dichtung der abendländischen Völker sind von nun an erfüllt von Kreuzzugs-motiven. Glanz und Romantik des Mittelalters geben auf das große Erlebnis jener Kämpfe um das heilige Land zurück. Die Tragik ihrer Erfolgslosigkeit wird dadurch aufgewogen.

Die Romantik des Mittelalters hat Dichtung, Bühne und bildende Kunst immer wieder zur Darstellung gereizt. Nutta hat sich nun auch der Tonfilm an den dankbaren Stoff gewandt. Die Paramount bringt einen Kreuzfahrer-Film, der mit

schätz. Bete für mich und Liebe, daß ich wieder den tröstenden Schlaf finde.“ (Weswegen der Herr Generalsekretär wohl schlaflose Nächte haben mag?)

Das geht so Tag für Tag, über Maglavit rieselt ohne Unterlaß ein Geborgen nieder. Das Postamt der Kreisstadt hat einen Beamten zur Erledigung der vielen Geldanweisungen nach Maglavit schicken müssen. Augenzeugen erzählen, daß sich bei den Unzulagen der Gläubigen nach den Massenandachten vor der Kanzel Petrasches Berge von Metallgeld anstammeln, die in große Säcke geschauelt werden. Der Ertrag dieser Sammlungen dient zur Errichtung eines Klosters an dem Ort, wo Petrasche die Erscheinung hatte.

Ein ganzes Land ist der Maglavit-Hochsee verfallen. Die Blätter veröffentlichen langatmige Neuigkeiten von Ärzten und Denten, die glücken, Beschreibungen zu liefern, über die Persönlichkeit Petrasches Lupus. Es findet sich kaum ein Zweifler, daß Gott würde ihn als Ungläubigen anprangern und zur Verantwortung ziehen. Als ein bekannter Bukarester Nervenarzt studienhalber Maglavit aufsuchte, da wäre es bald zu einer blutigen Schlacht gekommen. „Wir brauchen keine Ärzte hier! Wir wollen keine Ungläubigen!“ So rief die tausendstimmige Entrüstung des Volkes, und es trat nicht eher Ruhe ein, bis Petrasche selber die Leute beschwichtigte und erklärte, der Doktor aus Bukarest sei gläubig.

seitem Griff Kreuzzugs-geschichte und Kreuzzugs-legende gestaltet. Im Mittelpunkt des Kreuzfahrersheeres und des Films steht der König von England, Richard Löwenherz. Gepanzert und in Eisen klirrend rollt ein Stück Mittelalter ab. Geist und Tragik des Kreuzritters geminnen auf der Seinemand Blut und Leben und bringen eine große Zeit in unsere Erinnerung zurück, eine Zeit, die es nicht verdient, von uns vergessen zu werden.

Der beste Sportsmann des Jahres

In Amerika wird in jedem Jahre eine Rundfrage nach dem besten Sportsmann des Jahres durchgeführt. Für 1935 erhielt nunmehr Joe Louis diesen Ehrentitel zugesprochen, und zwar erreichte Louis in dem Wettbewerb insgesamt 184 Punkte, eine Zahl, welche die des an zweiter Stelle rangierenden Golfspielers Rawdon Little von 135 Punkten wesentlich übertrifft. An dritter Stelle endete bemerkenswerterweise ein Leichtathlet, der Negerprinter und Wettprungs-Reformmann Jesse Owens, mit 61 Punkten vor dem Baseball-Manager Miffey Cochran mit 19 Punkten.

Weihnacht der Kinder

Von Axel Rasmussen

Selige Weihnacht der Kinder, die noch nicht sorgen und denken, die nehmen, was wir ihnen schenken, den Baum, die Lichter, den Winter und alle Freuden der Welt. Für sie ist das alles bestellt.

Für sie ist alles gemacht. Sie stehen mit klopfendem Herzen unter den brennenden Kerzen und spüren mißwilligem Zittern, wie zwischen goldenen Nittern ein offener Himmel lacht.

Ihnen deutet alles sich dar. Ihnen hängen die Bäume noch voll seliger Träume. Schwanfender Stern auf der Spitze, schaumgoldener Rüsse Geblühe, alles ist echt und ist wahr.

Ruhend im Schoße der Zeit lauschen sie lebend dem Singen der Engel, dem Glockenklängen. Und vor dem Kind in der Krippe janzgen unschuld'ge Lippen: Weihnacht, Weihnacht ist heut.

Vor unsern Kindern fiel das Wort Methusalem. „Was ist das, Papa?“ „Das war ein alter Prophet und ist über neunhundert Jahre alt geworden.“

Das kleine Mimmchen strahlte: „Gott, Papa — muß er aber da mit den Jahren viele Weihnachtsgeschenke erhalten haben!“

Weihnachten zog näher. „Deine Frau ist ja sehr vermöhnt, wie man hört“, fragte der Freund, „hast du nicht Angst vor Weihnachten?“

Der Ehemann lächelte: „Nein. Ich habe das ganze Jahr gepart. Jeden Tag leate ich eine Mark in die Sparbüchse. Zwei Tage vor Weihnachten hole ich dann den Hammer, verschlage die Büchse und finde eine schöne Summe.“

„Und dafür kauft du deiner Frau etwas?“

Der Ehemann schüttelte den Kopf: „Nein. Mit dem Geld fahre ich noch vor Weihnachten zum Wintersport und komme erst zurück, wenn meine Frau nicht mehr an Weihnachten denkt.“

Schotten spielen Schach. Am Weihnachtsabend. Sagte der eine:

„Damit du auch ein Weihnachtsgeschenk bekommst von mir — bei der nächsten Partie gebe ich dir einen Turm vor —“

Die Gattin fragte beifühm:

„Was wirst du mir morgen zu Weihnachten schenken, Fritz?“

„Nichts!“, brummte der Mann.

Die Gattin sagte faust:

„Aber Fritz — das hast du mir doch erst vorige Weihnachten geschenkt!“

Der Weihnachtsmann lacht

Von Ja Hanns Rösler

Und als es wieder Weihnachten wurde und die Frau sich ein neues Kleid vom Weihnachtsmann wünschte und die Köchin eine Bluse und der Junge eine Eisenbahn und das Mädchen eine Puppenstube und die Frau noch einen Hut und die Köchin noch ein Paar Schuhe und der Junge noch eine Dampfmaschine und das Mädchen noch eine Kugel und dann wieder die Frau noch den Wunsch äußerte, ein Pelzmantel sei auch nicht zu verachten, und die Köchin wieder kam, wenn es unbedingt noch etwas sein müßte, so wünschte sie sich eine schöne Wärmflasche mit Muffel und der Junge gar noch von einem Selbstfahrer und ein Paar Schlittschuhe sprach, während das Mädchen plötzlich von einer lebensgroßen Puppe mit echtem Haar träumte, wurde das dem armen Hausvater zu viel.

Er stürzte sich mit dem Revolver in den Wald.

Ein Schuß fiel.

Die Familie stürzte entsetzt heraus.

„Was war das?“

Der arme Vater strahlte:

„Kinder, sehten hat sich der Weihnachtsmann erschossen!“

Rittig bekam einen Ring.

Rittig war sehr enttäuscht.

„Der kostet doch höchstens zwanzig Mark!“

Paul protestierte:

„Gegen bar vielleicht! Aber ich habe ihn auf Raten gekauft und da kostet er dreißig!“

Willibald ist eine Schwarzeratte.

Wenn er wo ein Buch erwischen kann, ist er selig.

Der Vater hat kein Verständnis dafür.

„Was wünscht du dir zu Weihnachten, Willibald?“

„Ein Buch, Vater.“

Der Vater brummte:

„Wozu? Du hast doch schon eins und das ist doch noch ganz gut!“

Eine Wiener Buchhandlung inserierte Anfang Dezember:

„Kaufen Sie die Bücher, die Sie zu Weihnachten verschicken wollen, schon heute. Sie können sie dann noch selber vorher lesen —“

Auch in Schottland feiert man Weihnachten.

Der Schotte zündete den Baum an.

Nies die Kinder, die Frau, die Hausgehilfen.

Alles stürzte erwartend herein.

Aber nichts lag unter dem Baum.

Nichts. Garnichts. Für keinen nichts.

„Hast du uns nichts geschenkt, Vater?“

Der Schotte strahlte:

„Doch. Jetzt kommt mein Weihnachtsgeschenk für euch.“

„Was?“

„Ihr dürft alle den ganzen Abend „Dämlicher Kerl!“ zu mir sagen und ich darf euch dafür nicht haufen!“

Der Angestellte war zum ersten Weihnachts-

feiertag bei seinem Chef eingeladen. Und da er Geige spielte, so veranstaltete man eine kleine Hausmusik. Der Chef spielte Cello, die Frau spielte Klavier und der Angestellte die Geige.

Nach fünf Minuten haute der Chef das Cello an die Wand.

„Aber Sie sind doch immer einen ganzen Takt hinterher, Meyer!“

Der Angestellte hauchte schüchtern:

„Nur aus Respekt, Herr Chef, nur aus Respekt!“

Die Helden von „Fort Hessen“

Die Geschichte einer deutschen Kolonie im brasilianischen Urwald • Von Erwin Heß

Fünfte Fortsetzung*)

Seeräuber und Banditen

Der spanische Kaufmann suchte unter den Matrosen Parás, unter den Westigen und Seeräubern der Küste die übelsten Elemente zusammen. Raubbolde und Taugenichtse aus allen Himmelsrichtungen, entlaufene Sträflinge, Straßenräuber und Wegelagerer, bewandert in der Handhabung der Waffen, verzehrt von Gier nach Geld und zum Lebersten entschlossen, wenn sich ein Vorteil bot. Der Teufel schickte diesem Kaufmann einen Mann, Andrés Cartara, Seeräuber von Beruf, später Sklavenhändler. Einen Mann, der den Mut eines Löwen und das Herz eines Wolfes besaß. Ihm übertrug er das Kommando über die Banditenarmee, und nachdem er die Regenzeit abgewartet hatte und die Sonne wieder warm herniederschien, brach man auf.

Stromaufwärts am Paraupeba. Zehn Tagemärsche von Fort Hessen entfernt, lag die Armee nach dem Westen ab, in die Gebiete jener Stämme, deren Oberhaupt Sao-Sao, der „Sehr Schnelle“, war. Die Spanier schickten Späher voraus, die von den Indianern freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Ohne Furcht und voll Vertrauen kamen die Indios den Weißen entgegen, die sie für ebenso gutmütige und tapfere Männer hielten, wie es jene deutschen Bauern waren. Sie zeigten ihnen kostbare Geräte aus Gold, in welchen sie Mais verwahrten, schwere Schilde, gleichfalls aus Gold gefertigt, die unbenutzt an den Wänden ihrer Hütten hingen, sie schenkten den Spaniern kostbare Steine und entließen sie mit den besten Wünschen und liebevollen Worten.

Drei Tage später wurde die Siedlung der Indios im Morgendämmern von den Spaniern überfallen. Sie töteten alle Krieger, schlachteten Frauen, Greise und Kinder, verbrannten die Hütten und befanden ihre Mantelstücke mit den kostbaren Geräten, um, wie sie meinten, als reiche Männer nach Para zurückzuführen. Hinter sich ließen sie eine Brandstätte, Trümmer und Leichen zurück. Von dem ganzen Stamm hatte sich niemand retten können als das Mädchen M-ran, welche ausgegangen war, um in der Morgendämmerung wunderbare Kräuter zu pflücken. Unbewaffnet, verzweifelt und hungrig flüchtete sie in den Busch, wo sie acht Tage später die deutschen Kolonisten fanden. Sie erzählte die Geschichte von der Vernichtung ihres Stammes. Man nahm sie in Fort Hessen auf, pflegte sie und entließ sie mit Mühe den Armen des Todes.

Thomas Köhler betrieb eine Ratschuhung ein, in der Rovera als erster das Wort ergriff. „Ich sehe“, sagte er, „eine einzige Möglichkeit, um euch vor der Feindschaft der Indianer zu retten. Gilt den Spaniern nach, schlägt sie, nehmt ihnen ihre Beute ab, gebt sie den Stammesangehörigen zurück, helft

ihnen beim Wiederaufbau ihrer Hütten, und ihr seid der ewigen Freundschaft der Indios sicher.“

Alles stimmte ihm zu. Die spanischen Greuel-taten haben das Gerechtigkeitsgefühl der Siedler verletzt und diese einfachen Menschen zutiefst empört. Nachdem sich die erste Begeisterung gelegt hat, ergreift ein alter Soldat das Wort. „Wenn wir diese spanischen Räuber töten“, sagt er, „wird der Kaufmann, der sie auf die Indios hegte, in ganz Para erzählen, wir hätten die Spanier beraubt und getötet. Die Spanier werden unsere Kolonien vernichten, und Spanier werden auf dem Boden ernten, den wir bestellt haben.“ Daran hat niemand gedacht. In dem Schweigen, das diesen Worten folgt, liegt schon etwas von jener Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die später nicht mehr von der Seite dieser Unglücklichen wich.

Ja, es war schwer, zu einem Entschluß zu kommen. Rovera mußte zugeben, daß es ebenso gefährlich sei, mit den Spaniern in einen Krieg verwickelt zu werden, wie die Feindschaft der Indios heraufzubekommen oder ihrem Entstehen nicht entgegenzuwirken. Aber schließlich, man hatte mit einigem Glück so viele Gefahren bestritten, vielleicht sollte man auch diesmal dem Glück vertrauen und alles auf eine Karte setzen. Wenn gleich noch kein Entschluß gefaßt wurde, ließ Thomas Köhler dennoch für alle Fälle die Waffen instandsetzen.

Der Tag verging mit endlosen Beratungen, und endlich war alles, wofür man sich entscheiden konnte, dies: Schlafen zu gehen und morgen mit ausgeruhtem Körper und klarem Kopf noch einmal alle Chancen zu erwägen.

Nachkriegszug gegen die Räuberkompanie

Der Morgen brach an, strahlend und schön wie jeder in diesem paradiesischen Hochland. Er brachte Ueberraschungen. Ein Zug spanischer Soldaten näherte sich, kaum daß die Sonne sich über den Baumwipfeln erhoben hatte, dem Fort. War man erst bestürzt, so sah man bald aus den freundlichen Zügen der Spanier, daß es hier nicht um kriegerische, sondern um durchaus friedliche Dinge ging. Die spanischen Soldaten brachten sieben Frauen mit und waren aus Para. Die Leute, die das Holz an die Küste gebracht hatten, waren mit den Frauen bekannt geworden, die sich nun entschlossen hatten, unter dem Schutz der spanischen Soldaten die Reise durch den Urwald zu wagen. Jubel und Wiederlebensfreude, die durch die Ankunft von Fremden schon an sich gehobene Stimmung, das alles mag die Kolonisten beeinflusst haben, ihrem Glück zu trauen, auch wenn sie es diesmal in der Anwendung der Waffen suchen mußten.

Umgeben von dem feierlichen Lärm eines rasch gerüsteten Mahles, stellt Thomas Köhler eine kleine Armee zusammen. Die besten Schützen und die erprobtesten Soldaten. Westigen begleiten sie. Köhler kommandiert, Rovera ist sein Adjutant. Köhler, der bemüht ist, von den spanischen Soldaten etwas über die Räuberbande zu erfahren, erhält nur unklare Auskünfte. Man habe einmal, so sagt

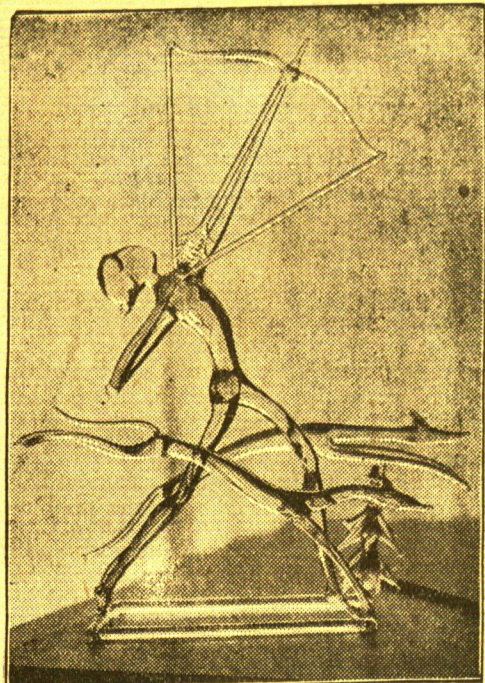
ihm ein Soldat, in der letzten Nacht der Wanderung in einiger Entfernung ein Lagerfeuer bemerkt, habe aber von dem Weg nicht abweichen wollen und wisse daher nichts Genaues über jene, an denen man, ohne ihnen Beachtung zu schenken, vorbeigezogen sei. Rovera, der wohl auch ein wenig diplomatisches Talent besaß, bietet den spanischen Soldaten die Gastfreundschaft Fort Hessens an. Der spanische Hauptmann nimmt an, ja er ist geradezu dankbar, nach dem langen und beschwerlichen Marsch einige Zeit unter einem ordentlichen Dach schlafen zu können und sorgfältig bereitete Speisen zu essen. So hat Thomas Köhler wenigstens die Verhütung, hundert kampferprobte spanische Kolonialsoldaten innerhalb der Palisaden von Fort Hessen zu wissen. Er muß bei dem Gedanken an einen plötzlichen Ueberfall der Indianer nicht mehr zittern, und von Zuversicht erfüllt, marschiert er ab. Den Spaniern sagt man, daß es sich um einen Jagdausflug handle, von welchem man in einigen Tagen zurückkehren wolle.

Kaum hat man das Fort aus den Augen verloren, so versucht man in Eilmärschen, die spanischen Räuber einzubolen. Jetzt erst erkennt Thomas Köhler, wie gut es gewesen ist, daß er die Westigen mitgenommen, deren scharfe Sinne und untrüglicher Instinkt sehr bald die Spuren der spanischen Bande entdeckten. Man verfuhr, immer schneller zu marschieren, die alte Kampfeslust erwachte, und endlich, nach drei Tagen voll unerhörter Anstrengungen, sieht man in der Dämmerung auf einem fernen Hügel ein Feuer. Sofort will Köhler seine Leute zum Angriff führen, aber Rovera hindert ihn daran. „Bedenke doch“, sagt er, „daß diese Leute dort ausgeruhte Muskeln und einen vollen Magen haben und unsere Körper durch die Anstrengungen der letzten drei Tage geschwächt und ermüdet sind.“ Thomas Köhler sieht dies ein, er läßt sich von Rovera sogar dazu bestimmen, auf das Kommando zu verzichten, und willigt nimmt er die Vorschläge an, die der Spanier ihm macht.

Sieg?

Nach Mitternacht wird man aufbrechen, das Lager eintreten und im Morgendämmern den ersten Angriff wagen. „Es ist sehr wichtig, daß du diese Banditen tötest. Du mußt daher alles so einrichten, daß wir den Feind andauernd verfolgen und bis auf den letzten Mann ausrotten können.“ Köhler ist mit allem einverstanden. Kurz nach Mitternacht beginnt der Vormarsch gegen den Feind.

Mühsam arbeitet man sich in der Dunkelheit vorwärts. Das spanische Lagerfeuer glimmt nur mehr, es ist kaum zu sehen, und oft verliert man es ganz aus den Augen. Endlich, um 3 Uhr morgens, ist der kleine Hügel von einer dichten Schlingenfeste umstellt. Verabredungsgemäß wird man im Süden im gegebenen Augenblick den fliehenden Feind durchschlagen, dem dann nur der Weg zum Paraupeba offen bliebe. Dieser Fluß, der jetzt nach der Regenzeit wild und reißend ist, würde die Bewegungen des Feindes teilweise behindern, und man



Aus Glas geblasen

Zu welcher großen künstlerischen Ausdrucksformen die Glasbläse die Möglichkeit gibt, zeigt diese Arbeit eines Glasbläfers aus dem Thüringer Wald. Das Kunstwerk stellt eine Vogenschnitzin mit Windhunden dar.

könnte, den Fliehenden immer langsam folgend, diese ganz vernichten. Alles ist wohl durchdacht. In wenigen Minuten muß es hell werden. Man hat sich dem Lager so weit genähert, daß man die Gestalten der Spanier ausmachen kann, die, in ihre Ponchos gehüllt, auf dem Boden liegen und schlafen. Köhlers Leute sind glänzend ausgerüstet, jeder hat drei doppelläufige Pistolen im Gürtel und einen guten amerikanischen Karabiner. Die spanischen Banditen haben eine Wache aufgestellt, einen einzigen Mann. Er sitzt an einem Baum gelehnt, das Gewehr auf den Knien, und schläft. So rückt man immer näher, soweit es das Gehölz und die schlingenden Büsche ermöglichen. Dann tritt eine große Stille ein. Man wartet, bis Rovera im Osten mit seinen Schützen herankommt. Ein dreimaliger Guleruf wird das Signal zum Angriff geben. Gebannt sehen die Leute auf die Spanier, sehen, wie sich ihre atmenden Körper unter der Decke bewegen. Endlich — die Gule ruft. Ein rasendes Gemehrfeuer, Geschrei, Flüche. Die Spanier taumeln empor, greifen nach ihren Waffen. Köhlers Leute ziehen die Pistolen. Fast jeder Schuß trifft. Die Gewehre der Banditen töten niemand, nur zwei heftige Bauern werden verwundet. Der Ring schließt sich wie eine Schlinge um die Räuber, und bald hat der letzte sein Leben ausgehaucht. Sieg! Erhitzt, geschwitzt vom Pulverdampf, jubelt man sich begeistert zu. Rovera, immer besonnen, ruft Köhler beiseite. „Es sind nicht alle“, sagt er, „wir haben umsonst gekämpft.“

(Wird fortgesetzt.)



Opfertag auch in den ausländischen italienischen Kolonien

Wie in ganz Italien, so wurde auch in den italienischen Kolonien des Auslandes der „Tag des Trauerrings“ gefeiert. Dies Bild zeigt eine in Paris lebende junge Italienerin, die vor einer Muffo im-Büste und der Nationalfahne ihren Trauring opfert. Zu den Seiten der Opferstube stehen Mitglieder der Valisla Wache.



Links:

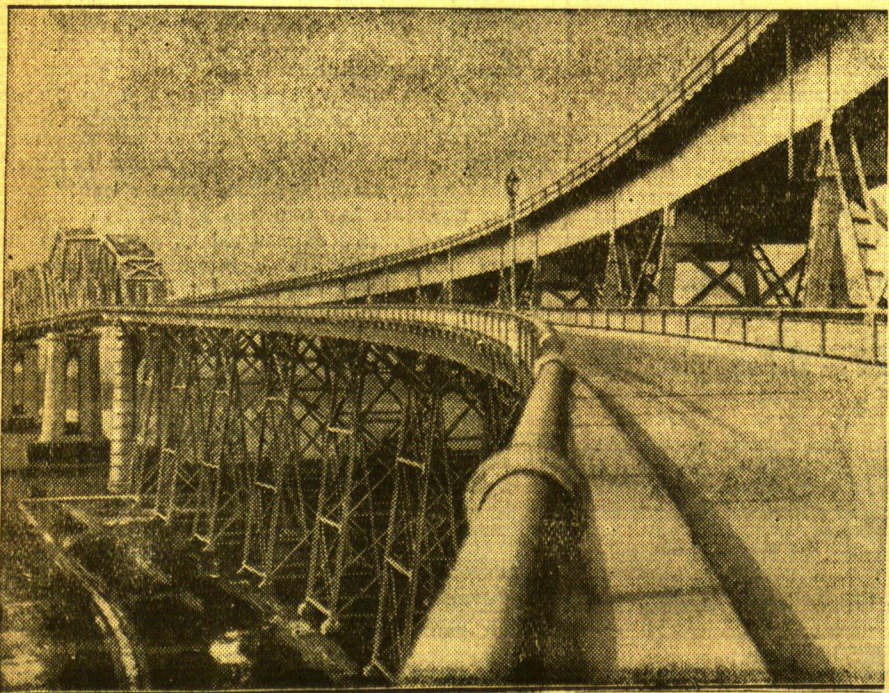
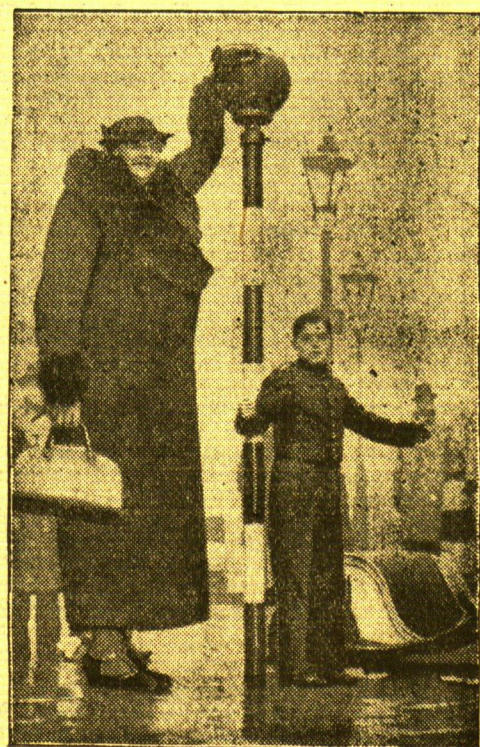
Eine Gedenktafel für die erste deutsche Zeitung

Zum Gedenken an die erste deutsche Zeitung, den in Augsburg gedruckten „Aviso“, wird demnachst in dem hohen Giebelhaus in der Pfadergasse eine Gedenktafel enthüllt werden. In diesem Hause, das unser Bild zeigt, wurde die älteste deutsche und wahrscheinlich auch die älteste Zeitung der Welt gedruckt. Die Stadt Augsburg will dieses Haus zu einer Gedenkstätte für die deutsche Zeitungswelt ausbauen.

Rechts:

Wer ist größer als Elsa?

In London ist eine Frau eingetroffen, die mit einer Körperlänge von 2,55 Meter wohl die größte Frau der Welt sein dürfte. Mit ihr trat ihre fast gleichgroße Schwester Brunhilde in der englischen Hauptstadt ein. Die Geschwister sind übrigens in Berlin geboren und erzogen worden.



Links: Eine Brücke zum Gedächtnis an den ermordeten Senator Long

Mitte Dezember wurde in New Orleans in Louisiana (USA) eine neue Brücke über den Mississippi auf den Namen des vor einigen Monaten ermordeten Senators Huey P. Long eingeweiht. Long war der tatsächlich Diktator von Louisiana und hat sich um die Förderung des Staatswesens zum Teil beträchtliche Verdienste erworben. Andererseits wurde er jedoch von der Gegenpartei scharf bekämpft und fiel von Mörderhand, als er eines Tages das Staatsgebäude in Louisiana verließ. Die Brücke, die unser Bild zeigt, hat eine Länge von etwa 7 Kilometer und kostete 13 Millionen Dollar.

Rechts: Eisenbahnunglück durch Unwetterkatastrophe in Griechenland

In Griechenland ereignete sich eine schwere Unwetterkatastrophe, die mit Stürmen und Überschwemmungen verbunden war. Auf der Strecke Attika-Athen kam ein Eisenbahnzug durch Erdrutsch zum Engsteilen. Dabei wurden zwei Personen getötet und zahlreiche andere verletzt. Unter Bild gibt einen Ueberblick über die Unfallsstätte mit den umgekippten Wägen. Anläßlich der Katastrophe war tagelang fast der gesamte Verkehr in Griechenland unterbrochen.



Ida Jurgeleit
Max Wilks
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935 (7930)

Erika Schickedanz
Eugen Müller
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935 (7915)

Herta Rudat
Alfred Griwenka
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935 (7942)

Helene Romanowsky
Wilhelm Lukis
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935 (7941)

Weihnachten im Deutschen Theater
Telefon 2286

1. Feiertag, Mittwoch, d. 25. 12. abends 7.30 Uhr (Abonnement gelb) Erstaufführung!
„Wenn die kleinen Beilchen blühen“
Operette in 5 Bildern.
Musik von Robert Stolz.
Spielleitung: **Karl Kramer**
Musikalische Leitung: **Johannes Philipp**
Einleitung der Töne: **Erwi Ritterfeldt**
In den Hauptrollen:
Henne Bruck, Gretel Fleischer, Hanna Löffing, Hilde Mottau, Olga Kummel, Heinz Wetmann, Wilfried Herz, Karl Kramer, Hugo Manzoni, Max Egmont, Sturz, Erwi Ritterfeldt

2. Feiertag, Donnerstag, d. 26. 12. nachm. 4 Uhr, zum letzten Male
„Hänsel und Gretel“
Es sind noch in allen Plagattungen gute Plätze zu haben.
Abends 7.30 (Abonnement blau)
Der große Operettenerfolg!
„Der Better aus Dingsda“
Musik von Edoard Rüchke

Büro- u. Kassensunden: Täglich von 11-1 und 4-7 Uhr. In den beiden Feiertagen: 11-1 und 1 Stunde vor Beginn der Vorstellungen.

Sonntag, den 29. 12., abends 7.30 Uhr
Zum letzten Mal zu ermäßigten Preisen!
„Der Better aus Dingsda“
Operette in 3 Akten. Musik von Edoard Rüchke.
Nur freier Kartenverkauf.

Montag, d. 30. 12., abends 8.15 Uhr (Abonnement weiß)
„Wenn die kleinen Beilchen blühen“

Silvester, Dienstag, den 31. 12., abends 8 Uhr (Abonnement rot)
„Wenn die kleinen Beilchen blühen“
Operette in 5 Bildern.
Musik von Robert Stolz
Zu dieser Vorstellung sind noch in allen Plagattungen gute Plätze zu haben.

Zu allen Vorstellungen freier Kartenverkauf.
Das schönste und billigste Weihnachtsgeschenk ist
eine Eintrittskarte
für die Vorstellungen
in Deutschen Theater

Die Verlobung unserer Tochter **Edith** mit Herrn Studienassessor **Karl Berndt** geben wir hierdurch bekannt
Eduard Peterat u. Frau Wanda geb. Szuggars
Memel, Weihnachten 1935

Edith Peterat
Karl Berndt
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935

Wir zeigen die Verlobung unserer ältesten Tochter **Gerda** mit dem Kaufmann Herrn **Albert Lohse**, Pinneberg (in Holstein) an.
E. Dommasch u. Frau
Kutturren, Weihnachten 1935

Die Verlobung unserer ältesten Tochter **Helene** mit Herrn **Walter Muskat** geben bekannt
A. Spilgauski und Frau geb. Kumiski
Weihnachten 1935

Statt Karten
Anna Bruweleit
Wilhelm Becker
Verlobte
Memel, Weihnachten 1935.

Ihre Vermählung geben bekannt
Stattv.-Oberinspektor, Dipl. Kom.
Hans Grullys
und **Frau Lisbeth** geb. Schulz
Memel, den 24. Dezember 1935

Käthe Schmidt
Wilhelm Jokeit
Verlobte
Prökuls, Weihnachten 1935

Ihre Verlobung geben bekannt
Gertrud Rebjantzki
Willy Kallwies
Heydekrug, Weihnachten 1935

Als Verlobte grüßen (79 3)
Urte Buntin
Heinr. Joh. Karallus
Sudm.-Trusch, Birkenhain, Weihnachten 1935

Erika Steinert
Viktor Reitzenstein
Verlobte
Schmalleningken, Weihnachten 1935

Als Verlobte grüßen:
Edith Sangel
Otto Kestenis
Bögschen, Cullm.-Kulken, Weihnachten 1935

Marie Pippirs
Nicolaus Bräufousoff
Verlobte
Memel, Weihnachten, 25. 12. 1935

Als Vermählte grüßen
Albert Sabelus
u. **Frau Magdalene** geb. Pritschins
Danken gleichzeitig für erwiesene Aufmerksamkeiten.
Memel, 21. Dezember 1935

Verspätet
Heute entschlief sanft unsere geliebte Mutter, Schwester, Tante, Großmutter und Urgroßmutter
Frau Ida Wenzel geb. Lindenstraub (7919)
im 80. Lebensjahr.
In tiefer Trauer im Namen aller Hinterbliebenen
Margarete Wenzel
Berlin-Tempelhof, 19. Dezbr. 1935
Höndorfstr. 1, 11
Die Trauerfeier hat bereits am 23. Dezember im Krematorium Berlin stattgefunden.

Sonntag abends 5 1/2 Uhr entschlief sanft nach schwerem Leiden unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter
Frau Johanne Herbst geb. Zierolies im Alter von 66 Jahren.
Die trauernden Kinder
Memel, den 24. Dezember 1935.
Berdigung: Freitag, den 27. Dezember 1935, nachmittags 3 Uhr, von der St.atischen Leichenhalle.

Stempel bei **F. W. Eibert** Memeler Dampf
Schaffen Sie Ihrer Gattin einen Feiertag
im Schützenhaus speisen Sie gut und preiswert

Apollo Lichtspiele Kammer
Mittwoch und folgende Tage 5 und 8 1/2 Uhr
unsere herrlichen Festprogramme

Eine Parade der Schönheit, der Liebenswürdigkeit und des Glanzes ist die fabelhafte Ufa-Operette mit
Heli Finkenzeller
Willi Forst
Paul Hörbiger

Anschließend an den Riesenschauspiel, unser Erfolg im Ufa-Palast am Zoo
Gustav Fröhlich als Leutnant Bobby in seinem besten Erfolg

Ein Teufelskerl
Heitere Liebesabenteuer eines reichen Reiteroffiziers
Regie: **Georg Jacobi**
Darsteller:
Leutnant Bobby: **Gustav Fröhlich**
Bessy Milton: **Lida Baarov**
Jane Stanley: **Lizzi Holzschuh**
Die Herzogin: **Arge Sandrock**
Oerst Halifax: **Georg Alexander**
Jack Stanley: **Fritz Odemar**
Jonny: **Rudolf Carl**
Sieben Künstler von Welt!
Im prunkvollen Rahmen traditions-gesättigter Gesellschaftswelt ein ganz untraditionell übermütiges Spiel von schönen Frauen, Pferden und der frechen Maskerade eines jungen Reiteroffiziers, der bei der Durchführung eines mutwilligen Streiches sein Herz verliert, und beinahe noch viel mehr... Aber nach mannigfachen Abenteuern bleibt das Reiterglück ihm dennoch treu und er erringt die Frau, die ungewollt der Anstoß für seine Streiche war.
Carneval, Fohlen u. Pferde

Königswalzer
Regie: **Karl Ritter**
Musik: **Franz Doelle**
Darsteller:
Heli Finkenzeller, Carola Höhn, Ellen Schwanneke, Willi Forst, Paul Hörbiger, Oskar Sima, Hugo Schrader
„Königswalzer“ eine Ufa-Operette mit königlicher Prachtentfaltung, pompöser Massenszenarie und ausgezeichnetster Besetzung — eine Liebesmelodie von glücklicher Herzensseligkeit und hinreißender Beschwingtheit — eine Freude für alle, die sich im Genuß dieses einzigartigen Films zusammenfinden — eine Freude für Auge, Ohr und Herz!
Zimmer zu vermieten!
Nimrod mit der Kamera

Apollo
Mittwoch und Donnerstag
1. u. II. Weihnachtsfeiertag
2 1/4 Uhr
Sondervorstellungen (billige Volkpreise)
Familie Schimek
Beifilm

Kammer
Mittwoch und Donnerstag
1. u. II. Weihnachtsfeiertag
2 1/4 Uhr
Sondervorstellungen (billige Volkpreise)
Viktoria
Laise Ullrich, Math. Wiemann
Beifilm

Capitol
1. u. 2. Feiertag (Mittwoch u. Donnerstag)
2 1/2, 5 1/2 und 8 1/2 Uhr:
Das große Festprogramm
Der Meisterregisseur **Cecil B. de Mille** zeigt seinen neuesten monumentalen Bilderfilm in deutscher Sprache

Kreuzritter
Eine Cecil B. de Mille-Produktion der **PARAMOUNT** in deutscher Sprache.
Der neueste Cecil B. de Mille-Großfilm „Kreuzritter“ setzt die Reihe der geschichtlichen Monumentalwerke dieses genialen Meisterschöpfers: „Die Zehngebote“ — „Im Zeichen des Kreuzes“ — „Kleopatra“ fort. Der Millionenfilm beschäftigt in seiner dramatisch-wichtigen Spielhandlung, in seinem glänzenden Rahmen mehr als 3000 Mitwirkende. In phantastischen Bildfolgen und mit einem Riesenaufwand an Menschen und Material ist es Cecil B. de Mille gelungen, das Publikum restlos in den Bann zu schlagen. Den Höhepunkt bilden bisher im Film noch nie gesehene Kampfszenen zwischen dem Christenheer und den Sarazenen des Sultans Saladin. Ein glänzender Spitzenfilm allergrößten Formats. Ein filmisches Riesengemälde. Eine Handlung voll Dramatik und Spannung und hinreißender darstellerischer Höchstleistungen! Tonwoche! Dienstag (Heiligen Abend) geschlossen.

Auto-Vermietungen
Take-Anruf
Tag-Anruf
Marktstr. Nr. 2353
Vib. Str. Nr. 2032
Tag- und Nacht-Anruf
Präsident-Smetona-Allee 3663
Auto-Anruf
Tel. 3447
Auto-Anruf
2854
norm. H. Peterell (Inh. Alb. Bendig) Hospitalstr. 25
Autovermietung
Rudi Cohn
Große Sandstraße 5
2 eleg. 7-Sitzer
Telefon 3913.

Sonntag, den 29. Dezember
Weihnachtsfeier
Beginn 4 Uhr

Fischers Weinstuben
Am 1. und 2. Feiertag
5-Uhr-Tanz-Tee

Memeler Volksverein
Am Donnerstag, d. 26. Dezember (2. Feiertag)
4 Uhr nachm., im großen Saale des Schützenhauses
Weihnachtsfest
verbunden mit Verlobung, Mundharmonikaquartett, Märchenspiel, Kinderbescherung usw.
Tanz
Eintrittspreise: Mitgl. 1.—, Wit. Gatte: Vorverkauf 1.50 Lit., an der Kasse 2.—, Lit. Kinder 50 Cent.
Vorverkauf bei den Vorstandsmitgliedern.
Der Vorstand

Baltischer Hof
Am 1. und 2. Weihnachtsfeiertag
5-Uhr-Tanz-Tee
Kapelle Zimmer Verl. Polizeistunde

Weihnachtsfeier
Sonabend, d. 29. 12. d. Js.
8 Uhr abends
in Fischers Weinstuben.
Café Metropol
Libauer Str. 42
Telefon 4425
1. und 2. Feiertag
5-Uhr-Tee und abends in den festlich dekorierten Räumen
Esperk und Lundman
Sensation für Memel und Filipova

Café Mokka-Stuben
Weihnachtsfeier
für die Jungesellen und den Jungesellen in den weihnachtlich schön dekorierten Räumen
Weihnachtsprogramm
9
frisch gebrüht, empfiehlt
Kurt Licht, Tel. 4728